

Theodor Kabelitz

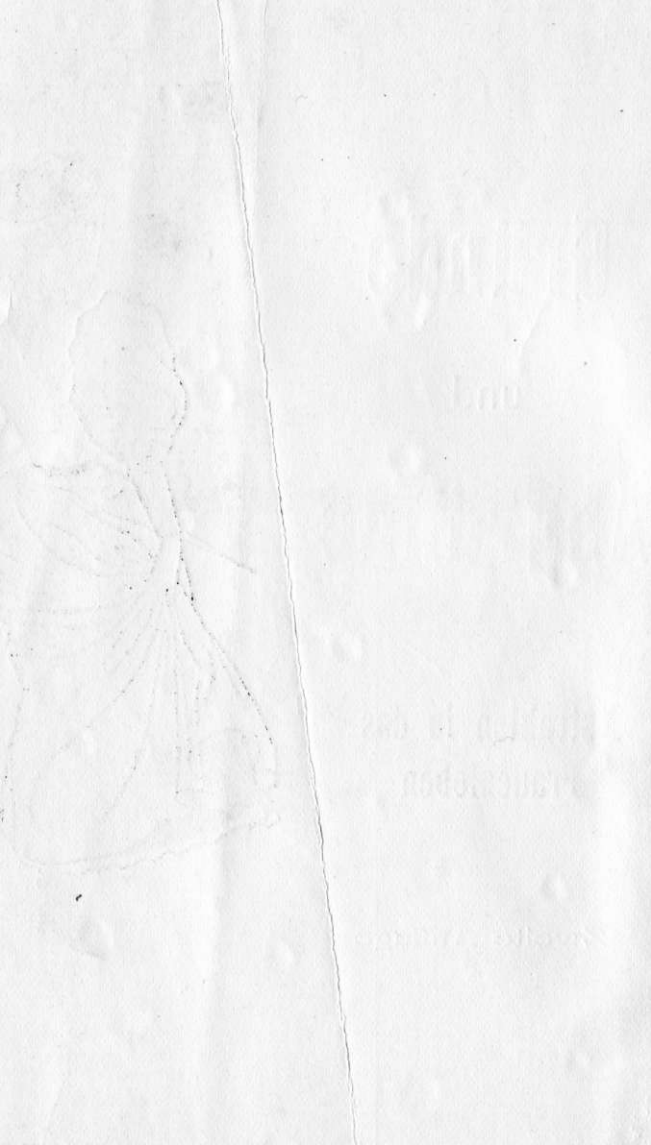
Gründe
und
Abgründe

Xstrahlen in das
Frauenleben

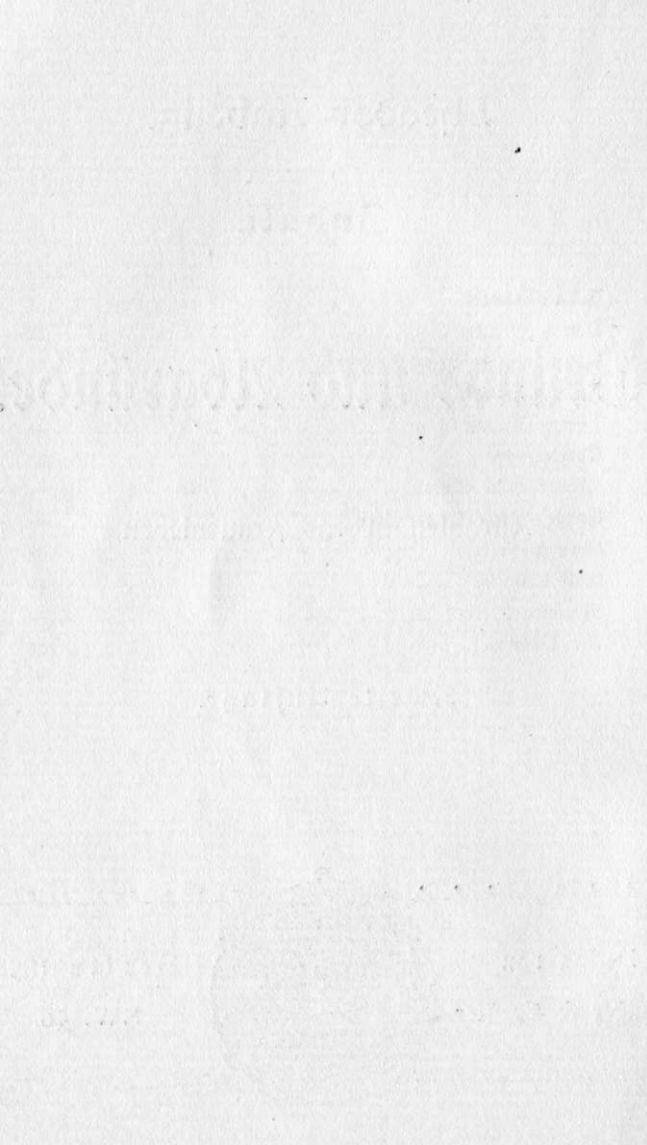
Zweite Auflage



SCHUSTER & LOEFFLER
BERLIN



Gründe und Abgründe.



Theodor Kabelitz.

Gründe und Abgründe.

Ästrahlen in das Frauenleben.

Zweite Auflage.

Verlag von
Schuster & Loeffler.



Berlin 1898.
SW. 46.

Inhalt.

	Seite
Johannisnacht	7
Von . . . aus	22
Wenn der Frühling kommt	29
Immer korrekt	38
Komm August	48
Überlegung	63
Ultima ratio virginis	76
Trägt's nicht länger mehr	92
Kreuzweise	104
Wahlhalle	119
Maifeier	134
Die Banf	148

Johannisnacht.

Frau Melanie warf sich auf die Ottomane. Es war schrecklich, das Warten. Sie stöhnte . . . streckte die geballten Fäuste in die Luft . . . Oh! Peitschen möchte sie die Zeit.

Sie sprang wieder auf. Wer kann liegen, wenn die Ungeduld Wände einrennen will? Um vier mußte er kommen. Jetzt war es eins. Noch drei Stunden! Was sollte sie damit anfangen? . . . Was mit sich selbst? Sie gab der Uhr einen zornigen Stoß. Da stand sie ganz still. Schnell brachte sie das Pendel wieder in Schwung. Der Zeiger beeilte sich deshalb doch nicht. Frau Melanie knirschte mit den Zähnen. Ein Strang ist die Zeit, ein Strick. Er zerrt uns zurück, wenn wir nicht warten können. Er schleift uns weiter, wenn wir bleiben möchten. Noch drei Stunden! . . .

Wenn sie schlief! Sie warf sich wieder auf die Ottomane. Sie schloß die Augen. Eine Ewigkeit. Sie wollte schlafen . . . durchaus schlafen . . .

Am Ende hatte sie schon geschlafen. Man weiß

daß hinterher nie ganz genau. Die Lider versuchten sich zu heben. Ein ganz klein wenig. Nur soweit, daß sie die Uhr eben erkennen konnte. Nein! Sie wollte es nicht. Mit Gewalt kniff sie die Wimpern zusammen. Eine gehörige Zeit sollte vergehen, bevor sie nachsah. Eine ganz gehörige Zeit. . . . Nun aber. . . Sie riß die Augen weit auf. Der Weiser stand noch auf derselben Stelle.

Ihre Nägel krallten sich in die weiche Decke auf der Ottomane. . . Warten! . . . Warten! . . . Sie bohrte die Fäuste in die Schläfe. Noch immer drei Stunden . . . Noch immer zu früh für die Toilette. . .

Liebte sie ihn? . . . Frau Melanie zog die Nase kraus. Recht verächtlich. Konnte sie das wissen? . . . Um das genau zu sagen, mußte sie erst alt und grau sein. . . . Lieben! . . . Sollte sie sich deshalb jetzt den Kopf zerbrechen? Wenn sie ihn nicht liebte, würde es früh genug offenbar werden. . . . Überhaupt . . . was heißt lieben? Liebt ein brennendes Haus die Spritze? . . . Die Flammen werden gelöscht. . . . Weil sie ihm wohlthun, sucht der Esel Disteln und frißt sie auf. Sie kitzeln seinen Gaumen, was weiter? Heißt das lieben?

Frau Melanie schüttelte den Kopf über sich selbst. Welche Thorheit! Drei Stunden vor dem Gartenfest, bei dem er ihr Gast sein würde, solche Gedanken! Aber so war sie immer. Zu ernst nahm sie alles.

Viel zu schwer. Man lebt nur einmal in der Welt. Das vergaß sie immer wieder. Hatte Adam was anderes geliebt als sich selbst? Seine Rippe wollte er wiederhaben. Und Eva wußte sicher auch, wo es ihr fehlte. So sucht sich jeder das vermißte Stück. Wenn einer glaubt, er hats angetroffen, heißt es gleich: er liebt. Mancher findet es schnell. Auf den ersten Griff, sozusagen. Der braucht nicht weiter zu suchen. Das heißt dann treu. Bei einfachen Leuten ist so was möglich. Die Verhältnisse sind leicht zu übersehen. Aber in ihrer Lage? Wer konnte heute schon wissen, wo es morgen ein Manko gab? Lieben! . . . Vor acht Tagen kannte sie Berko noch gar nicht. Nun schon diese Ungeduld. Wenn das keine Liebe war, hatte es überhaupt noch keine gegeben. Natürlich liebte sie ihn. Wie könnte sie sich sonst um ein paar Stunden Zeit aufregen. Drei Stunden! Wenn sie die auslöschen könnte . . . einfach wegwischen! Dann wäre er bei ihr. Er war aber nicht da. Bis vier mußte sie warten. Gräßlich! — — —

Damals . . . vor acht Tagen . . . sie traf ihn bei ihrem Mann. Ganz zufällig. Im Kontor. Oft vergingen Monate, ohne daß sie sich dort sehen ließ. Wozu auch? Was sollte sie da? Aber vor acht Tagen . . . sie wußte selbst nicht, wie es kam . . . plötzlich stand sie vor ihm.

Seitdem diese Unruhe.

Er hatte mit dem Kommerzienrat zu verhandeln.

Geschäftlich. Nicht zum ersten Mal. Aber sie sah ihn damals zum ersten Mal.

Beim ersten Blick pochte es in ihren Rippen. War das denkbar, wenn die Rippen nicht ihre Herkunft gefühlt hätten?

Die beiden nebeneinander . . . er und der Kommerzienrat. Welcher Kontrast! Der eine klein, rundlich, beinahe fett, ganz sicher alternd . . . aber sehr alternd! . . . das war ihr Mann. Der andere . . . sie ballte die Fäuste . . . stöhnte . . . das Warten! Oh das Warten. . . . Die Uhr stand entschieden still. Es mußte schon später sein. Fast noch drei Stunden. Das war nicht möglich.

Von seinem Gut kam er zur Stadt. An dem Tage, zu der Stunde, als sie ihn im Kontor treffen mußte. Wenn das Zufall sein sollte, gabs überhaupt keine Schickung mehr. Fügung war es. Eine höhere Hand mischte sich ein. Sich dagegen sträuben, wäre sündhaft gewesen.

Man frühstückte zusammen bei Dressel. Sie sprach von ihrem Gartenfest. Der Kommerzienrat lud ihn ein, den andern, Berko.

Er machte seinen Besuch.

Heute war das Fest. Am Johannistag. Um vier Uhr fing es an. Dann sah sie ihn. Bis dahin mußte sie warten. Das Warten war gräßlich.

Ob Berko sie liebte?

Frau Melanie lächelte, daß die weißen Zähne

blitzten. Oh! der! Ob der sie liebte... sie... Melanie! Wenns unter ihren Rippen pochte, verleugneten seine die Verwandtschaft ganz sicher nicht. Sie dachte ernsthaft nach. Ein Grund zur Sorge lag nicht vor. Große Gefühle sind selten einseitig. In kleinen Verhältnissen . . . nun ja . . . das kannte sie nicht. Aber in ihren Kreisen . . . sie wußte keinen Fall. Darüber brauchte sie sich keine Gedanken zu machen. Und wenn . . . dann . . .

Wie sich die Hübner ärgern würde . . . ihre Schwägerin . . . wenn dann! . . . Die rechnete auf die Erbschaft des Kommerzienrats. Schon lange. Schon seit dem Tode der ersten Frau. Kinder waren damals nicht da. Sie glaubte schon alles ganz sicher zu haben. Die zweite Heirat machte einen dicken Strich durch ihre Rechnung. Wie eine Furie schnaubte sie . . . damals . . . vor der Hochzeit ihres Bruders mit Melanie.

Auch die zweite Frau bekam keine Kinder. Seitdem war die Hübner wieder freundlich. Natürlich bloß auswendig. Sie knüpfte die abgebrochene Verbindung wieder an.

Frau Melanie hatte nichts vergessen. Die Hübner würde bersten vor Wut, wenn doch noch. . . .

Aber wenn nicht?

Auch das wußte Frau Melanie. Ihr blieb dann das schmale Witwenteil. Was sollte sie damit? Hatte sie deshalb den alternden Mann genommen?

Er war wirklich schon recht bequem. Zu fett wurde er. Und vor allen Dingen zu alt. Alt zu Jung, das paßt wie ein Eiszapfen zum Bratpieß. Wer die Pole zusammenbringt, drückt eine Welt entzwei.

Der Referendar? pah! . . . der verdiente überhaupt nicht, daß sie ihn protegierte. Wenn der . . . ach was! . . . der! . . . Zeit hatte er genug gehabt . . . wahrhaftig. . .

Frau Melanie sprang hastig auf. Sie fühlte einen blassen Schrecken. Nicht wegen Berko. Bewahre! Solche Augen hatte Joseph nicht. Aber wenns vielleicht doch an ihr lag, daß die Hübner den Kopf so widerwärtig hoch tragen durfte!

Ein großer Spiegel bildete die Thür des Ankleideschranks. Das weiße Batisthemd glitt über ihre Schultern. Auf den Hüften hing es einen Augenblick fest. Frau Melanie betrachtete sich prüfend, mit kritischer Strenge. Ihr Gesicht hellte sich auf. An ihr lag es nicht . . . o nein! . . . an ihr nicht . . . Und Berko? . . . So hatten ihre Rippen noch niemals gezittert. Sie würden schon wissen, wohin sie gehörten.

Beruhigt kehrte Frau Melanie zur Ottomane zurück. Sie sicherte leise. Was die Hübner sagen würde? . . . dann . . . Ihre spitze Nase käme sicher ganz aus der Façon.

Frau Melanie schloß die Augen. Wenns nur

erst so weit wäre! Ein leichtes Rot stieg in ihre Wangen. . . .

* * *

Im Garten. Beim Spiel.

Damen und Herren paarweise hintereinander. Bornean stand Berko und klatschte in die Hände.

Frau Melanie lief an der Reihe entlang. Die hellen Gewänder wirbelten ruckfend hinter ihr drein. Auf der andern Seite der Referendar. Er wollte sie wieder einfangen mit aller Gewalt.

Berko war schneller. Wie ein Wilder stürzte er der Fliehenden nach . . . umklammerte sie von hinten . . . gar nicht zart und rücksichtsvoll. Etwas Brutales lag in der Art, wie er sie packte. Seine Schuld wars nicht. Der Mann war stärker als der Gesellschaftsmensch.

Frau Melanie hing in seinen Armen. Außer Atem. Willenlos. Sein Mund feuchtete ihre Wange. Die Gewaltjamkeit that ihr wohl. Ein wonniges Empfinden lief ihr über den Rücken. Derartiges war ihr neu. Sie gewährte nicht. Sie wurde genommen. Das war kein Tastsen, obs ihr genehm. Es gab kein Widerstreben. Sie mußte. Wurde gar nicht gefragt. Aber die Unterjochung that ihr wohl. Das war das Richtige. So mußte es sein.

Er ließ sie von sich.

Lachend sah sie zu ihm auf. „Mein Gott, wie ungestüm! So packt ein Bär zu.“

„Ich wünschte, ich wäre ein Bär.“

„Weshalb?“

„Um Sie nicht wieder loszulassen.“

„Wollten Sie mich auch auffressen?“

„Erst ganz zuletzt . . . Nachher . . . daß kein anderer was nachbehält.“

„Und bis dahin?“

„Trüge ich Sie in meine Höhle.“

„Auf Ihrem Gut? Draußen bei den Bauern?
Brr! Ganz und gar nicht mein Geschmack.“

* * *

Nach dem Diner Feuerwerk im Garten. Dann doppelte Dunkelheit. Schwüle, schwere Johannisnacht. Die Luft still. Am Ahorn schwankte kein Blättchen. Leuchtende Käfer taumelten über den feuchten Rasen. Liebesbrunst machte ihren Leib zur Fackel. Sie suchten das Weibchen. Dann erlosch die Flamme.

Durch die laubigen Gänge schritten die Paare. Die Stirn heiß. Flammen in den Wangen. Das Wort erstarb zum Flüstern, ging wie Seufzer vom Munde. In den Adern prickelten die Geister des Weins. Die feuchte, fruchtbare Wärme vom Boden drang in die Kleider, pochte an die Sinne. Das

Verlangen zuckte in den Gliedern, rollte mit dem brünstigen Blut durch die strogenden Adern. Wo sich die Paare begegneten, huschten sie schnell an einander vorüber, die scheuen Blicke gesenkt. Hier und dort ein leiser Ruf. Mehr lockend als wehrend. Girrendes Lachen. Die Taube im Holz läßt es hören von heißer Liebeswerbung bedrängt.

Berko ging wortlos neben Frau Melanie. Sie wählten die dunkelsten Gänge. Instinktiv. Ohne Verabredung. Ihre Hand ruhte auf seinem Arm. Mit der Linken umkrallte er ihre zuckenden Finger. Er fühlte die wogende Brust an seinem Arm. Seine Blicke bohrten sich durch das Dunkel in die Linien ihres Halses.

Durch Ahorn ging es und Flieder.

Das runde Dach eines Pavillons erhob sich über die Büsche. Frau Melanie stand still. Ihre Augen deuteten auf den stillen Bau.

„Das ist mein Tuskulum. Mein Märchenschloß, wo ich sinne und träume.“

„Träume? . . . Wovon?“

„Von Lust und Glück.“

„Die träumt man nicht. Die werden erlebt . . . gefühlt . . . geteilt von Zweien.“

„Dorthin kommt niemand.“

„Niemand? . . . Wirklich niemand?“

„Nur wer mich lieb hätte, dürfte ins Allerheiligste.“

„Melanie!“

Seine Brust feuchte. Er riß sie an sich. Sie konnte sich nicht wehren. Eiskalt rieselte es über ihren Rücken. Oder war es ein Lavaström, der sie durchfloß?

„Wirklich ein Bär!“

„Besser Bär als Fisch.“

„Ich fürchte mich.“

„Wovor? . . . Vor wem?“

„So schnell kommt alles. Wir kennen uns kaum.“

„Kennen? . . . Werden Gefühle mit dem Meter gemessen? . . . Wir verstanden uns schon, bevor wir das erste Wort wechselten. Ich kann nicht warten, Melanie. Ich wills nicht.“

„Es geht doch nicht . . . Wir müssen verzichten . . .“

„Verzichten?! . . . Du und ich?! . . . Wir sehn alle beide danach aus. Du weißt ganz genau, daß es geht, daß es sein wird. Wozu verstecken spielen? Wann, Melanie? Wann? Ich bin kein Toggenburg.“

„Ein Bär bist Du. Ein ganz wilder. Du weißt, daß ich Dir nichts abschlagen kann. Nun mißbrauchst Du meine Schwäche.“

„Wo, Melanie? Wo? Wenn Du nicht sprichst, trage ich Dich auf der Stelle ins Dunkel hinaus.“

Sie faßte seine Hand. Hastig zog sie ihn vorwärts. Ein Einschnitt war im Gebüsch. Raum erkennbar zwischen den hängenden Zweigen.

„Hier ist der Weg.“

„Wann, Melanie? Wann?“

„Nimm dies!“

Sie eilte leichtfüßig fort.

Im dunkelsten Busch setzte sich Berko auf eine Bank. Seine Hand preßte den kleinen Schlüssel, als müsse er ihn zerbrechen. Noch immer huschten die Paare durch die Laubgänge. Er wünschte inbrünstig, die Erde möchte die ganze Gesellschaft verschlingen.

* * *

Das Fest war zu Ende. Die Herrschaft zog sich zurück. Das Hauspersonal trank die Sektflaschen leer. Dann wurde es stiller.

Frau Melanie schickte das Kammermädchen zu Bett und begann selbst ihre Nachttoilette. Der Kommerzienrat trat in ihr Schlafzimmer. Etwas übernünftig im Gesicht.

„Gute Nacht, liebes Kind! Wirst auch müde sein.“

„Müde? . . . Nein! . . . Kopfschmerzen habe ich. Ich kleide mich um und mache noch einen Gang durch den Garten. Die Stille soll mir gut thun nach dem Lärm, hoffe ich.“

„Wie Du meinst. Erkälte Dich nur nicht. Mich entschuldigst Du wohl?“

„Thu Dir keinen Zwang an meinethalben! Du kennst meinen gelegentlichen Hang zur Einsamkeit.“

Sie hielt ihm die Schulter hin. „Bitte, hilf mir doch! Ich kann den Hemdschluß nicht öffnen.“

Er nestelte einen Augenblick daran herum. Plötzlich sank das weiße Leinen über ihre Brust hinab.

Sie hob den Finger und drohte ihm scherzend. „Aber! . . . aber! . . . Das nennst Du Müdigkeit! . . . Birst Du wohl artig sein!“

Er legte die Hand über den Mund. Die Nasenflügel blähten sich auf. Die Stimme klang hohl vom unterdrückten Gähnen. „Du bist noch immer schön, Melanie!“

Sie lachte laut auf. „Geh zu Bett! Geh zu Bett! Wer gähnt, soll nicht von Schönheit reden. Morgen ist auch noch ein Tag.“

„Hast recht, Kind. Gute Nacht! . . . Und gute Besserung!“

Die Thür schloß sich hinter dem Kommerzienrat. Frau Melanie blickte ihm nach. Ein wenig spöttisch. So war er. So . . . so . . . ja wie denn? . . . so altersruhig . . . so bequem. Er hatte es nicht so eilig wie andere Leute. Kommst du nicht heute, dann kommst du morgen. Die Frau lief ihm ja nicht weg. . . .

Ein paar Stunden Schlaf . . . pah! . . . Was fragt man danach, wenn man jung ist! . . . Aber er! . . . Ihre offene Brust konnte er angähnen. Wenns nach ihm ging, durfte die Hübner lachen.

. . . Seinethalben . . . Aber sie! . . . Sie wollte das nicht. Sie hatte Pflichten gegen sich selbst. An die Zukunft mußte sie denken.

Der dunkle Schlafrock legte sich weich um ihre Glieder. Sie setzte sich in die chaiselongue.

Verlo! . . . Welche Kraft! Wie er zupackte! Wirklich ein Bär. Aber man fühlte was dabei. Einen Mannesgriff. Den hatte er. Nicht so was Schwächliches, Weichliches, dem man die Mattigkeit anmerkt. Und das Alter. Jawohl, das Alter!

Was er mit dem Schlüssel anfangen mochte? Sie lächelte. Wenn sie ihn sitzen ließe! Warten die ganze Nacht. . .

War es nicht doch etwas gewagt mit dem Schlüssel? . . . Ein wildfremder Mann . . . Nun ja. Ganz wildfremd grade nicht . . . Am Nachmittag . . . und dann am Abend . . . das war immerhin schon etwas. Die Zeit allein thut's nicht. Manchen kennt man zwanzig Jahre und ist ihm doch fremd. Sich verstehn! . . . Gleich auf den ersten Blick! . . . Darauf kommt es an. In dieser Hinsicht . . . Ach was! Wozu die Grübeleien? Die Sache war ja schon entschieden.

Küssen konnte er. Im Dunkeln unter den Bäumen . . . Natürlich! In seinen Jahren! Ungefähr ihr Alter mußte er haben. . . . Das paßt zusammen. . . . Das kommt anders aus . . . Die Hübner konnte sich begraben lassen.

Frau Melanie erschraf. Vielleicht benutzte er den Schlüssel gar nicht. Das wäre! Er mochte auch müde sein. Das mußte sie wissen. Sie auf ihr Part . . . Nicht die geringste Erschlaffung. Im Gegenteil! Sie fühlte sich ausnahmsweise frisch. Auch die Kopfschmerzen . . . Dummheit! . . . Man sagt das so hin . . . wird sein freier Herr ohne langes Gerede.

Ihr Mann schlief wohl schon. Vor dem hellen Tag kam er nicht wieder hoch. Seine Thür hatte er zugemacht. Mochte er seine Ruhe haben! Er vertrug nicht mehr alles. Der Schlaf that ihm gut. Auf alle Fälle wußte er, daß sie zum Garten wollte.

War Berko nun wirklich im Pavillon? . . . Sie mußte nachsehen. Am Ende schlief er ein. Wenn ihn morgen einer gewahrte! . . . Das wäre so etwas für die Hübner! . . . Die würde skandalieren. Nachsehen mußte sie jedenfalls . . . Ihn nach Hause schicken, wenn er da war . . .

* *

Frau Melanie zog die seidene Decke bis unters Kinn. Sie fröstelte ein wenig. Der Morgen graute bereits. Es wurde doch Zeit, daß sie zur Ruhe kam.

Sie schloß die Augen. Ein Lächeln spielte um ihren Mund . . . ein süßes, zufriedenes Lächeln . . .

Dießes Ungestüm! . . Ein wirklicher Bär . . . Ja,
die Jugend! die Jugend! . . . Ein richtiger wilder
Bär . . . Die Hübner mochte sich nur den Mund
wischen . . .

Von aus . . .

„Mama!“

„Militta?“

„Was heißt das, Mama, Triton von Prinz aus der Leda?“

„Aber Militta!“

„Ich weiß es wirklich nicht, Mama. Beim Rennen . . .“

„Schweig still! Du solltest nachgrade wissen, daß man davon nicht spricht.“

„Wovon, Mama?“

„Von solchen Dingen.“

„Weshalb nicht? Es steht doch im „Sporn“. Sieh hier! Triton von . . .“

„Schweig! . . . Militta! Mädchen! . . . Es ist schrecklich, so ein Kind! . . Du bist beinahe siebzehn. Du mußt doch fühlen . . .“

„Was soll ich fühlen, Mama?“

„Was der Anstand verbietet. Was ladylike ist.“

„Der Anstand? Aber Mama! Der „Sporn“ liegt offen auf dem Tisch. Jeder liest darin. Du

auch. Und wenn ich etwas nicht verstehe, muß ich doch fragen. Auch bei Baron Dellst. . . Alle lesen sie im „Sporn“. Lucie erst recht. Du hast immer gesagt, ich soll sie mir zum Muster nehmen . . . Wenn wir zum Rennen fahren . . . Ich will nicht immer die Dumme sein. Kann ich dafür, daß mir keiner sagt, was es heißt, Triton von Prinz . . . “

„Nun ist es genug! Du erzürnst mich ernstlich. Das sind Dinge für Herren. Hörst Du? Für Herren!“

„Weißt Du es, Mama?“

„Für Herren und für verheiratete Frauen will ich noch sagen.“

„Siehst Du, Mama! Ich dachte es gleich. Triton und Prinz und Veda sind ja Pferde. Pferde, Mama! Und Du sprichst von heiraten!“

„Genug! Kein Wort mehr! Weder zu mir noch zu sonst jemand. Ich hoffe, Du verstehst mich.“

* * *

„Kurt!“

„Was wünscht mein Schwesterchen?“

„Ist der Sport anständig, Kurt?“

„Anständig? Der Sport? Aber Kind! Militta! Welche Frage! Lebenselement ist er. Für den Kavalierr natürlich. Er erhebt über die gemeine Welt. Der

Sport, siehst Du, darüber hinaus giebt's nichts. Obenan steht der Rennsport."

"Ist es ladylike, davon zu sprechen, Kurt?"

"Aber gewiß! . . . Sehr! . . . Wie kommst Du darauf? Wovon willst Du sonst sprechen?"

"Ich verstehe manches nicht, Kurt."

"Märrchen! Was man nicht weiß, danach fragt man. Hast mich ja. Nicht jeder Dame wards so gut. Dein Bruder ist Sportsman, Militta. Sieh mich mal drauf an!"

"Kurt!" . . .

"Militta?" . . .

"Weißt Du alles, Kurt?"

"Alles? Die reine Gewissensfrage."

"Vom Sport, meine ich."

"Na ob! Man hört meine Meinung auf dem turf."

"Wirst Du mir sagen, wonach ich Dich frage?"

"Natürlich! Fange nur an! Was möchtest Du wissen?"

"Im „Sporn“ steht: Triton von Prinz aus der Veda. Was heißt das, Kurt?"

"Hm! . . . Ja . . . Was das heißt, willst Du wissen . . . Was wird's denn heißen? . . . Siehst Du, Militta . . . ist ein eigen Ding . . . das . . . Wenn mans recht bedenkt . . . natürlich . . . Prinz und Veda sind Tritons Papa und Mama . . . sozusagen."

„Ach geh, Kurt! Du bist garstig. Du hast mich zum besten. Pferde heiraten doch nicht.“

„Nun thu mir 'n Gefallen, Militta! Wie werden sie heiraten! Du sprichst, als wärst Du sieben statt siebzehn.“

„Ich bin dumm, Kurt. Ich weiß es. Deshalb frage ich grade. Mußt nicht schelten! Tritons Papa und Mama. . . Das leuchtet mir ein. Aber weshalb schreiben sie das nicht? Weshalb heißt es . . . Von . . . aus? . . . Bedenke doch . . . aus! Das verstehe ich nicht . . . Von — aus . . . Wie ist das, Kurt?“

„Bist ein Rindskopf, Militta . . . Wie wirds denn sein? . . . Das ist . . . weißt Du . . . eine Überraschung ist es. Ganz recht. Eine Überraschung, die jeder Mann seiner Frau bereitet. Selbst bereitet.“

„Was ist eine Überraschung, Kurt?“

„Märrchen! Du weißt doch, wovon Du sprichst. Mein Schwager . . . Dein künftiger Mann . . . wird es Dir selbst sagen. Er würde mir böse sein . . . sehr böse . . . wenn ichs verriete. Wäre ja keine Überraschung mehr. . . . Also laß gut sein! . . . Nach der Hochzeit erfährst Du es. Heirate nur bald!“

„Spricht man dann von Pferden? . . . Ich denke, man sagt sich, wie lieb man sich hat.“

„Rindskopf! . . . Das gehört doch auch dazu.“

„Es ist also bei uns . . . ich meine, bei den Menschen ist es auch so . . . von . . . aus?“

„Sa! Zum Kuckuck, ja!“

„Aber wie ist das?“

„Nun laß endlich gut sein, Militta! Man spricht nicht darüber. Mit Mädchen nicht.“

*

*

*

„Weißt Du es, Lucie?“

„Du bist garstig, Litta. Davon darf man nicht sprechen.“

„Aber Du weißt es, Lucie? Sage, ob Du's weißt! Und dann erzählst Du es mir. Bitte! Bitte!“

„Du bist so aufgeregt. Wenn Dich jemand hörte! Kein Mensch darf es ahnen. Man muß immer thun, als wüßte man nichts. Das nennen sie Unschuld. Mädchen müssen unschuldig sein.“

„Wir gehn in Deine Stube. Komm, Lucie! Die Thür schließen wir zu. Dann sagst Du es mir . . . Ganz leise . . . Heimlich!“

„Du bist noch viel zu jung dazu.“

„Acht Monate bist Du älter. Was Rechtes! Aber ich weiß auch was und sag's Dir nicht. Kein Wort erfährst Du. Besuchen will ich Dich auch nicht mehr. Was thu ich mit solcher Freundin! Ich will's schon gar nicht mehr wissen. Leb wohl, Lucie!“

„Aber so bleib doch! Komm in meine Stube! Dort hört uns keiner. Wenn Du aber plauderst! . .“

„Ganz gewiß nicht . . . Ich schwöre es Dir.“

„Dann komm! . . . Den Schlüssel dreh ich um, daß niemand herein kann . . . Ins Sofa setzen wir uns. Dicht zusammen.“

„Ach, Lucie, ich bin furchtbar neugierig! Fühle mal, wie mein Herz klopft! Ich denke immer dran, wie es sein kann . . . Abends im Bett . . . Manchmal halte ichs beinahe nicht aus. Dann wirds mir so heiß . . . o so heiß! . . . Noch heißer als jetzt. . . Das läßt sich gar nicht beschreiben. Mir ist . . . Mein, das kann ich nicht sagen.“

„Erzähl doch, Bitte!“

„Erst bist Du an der Reihe. Du bist älter. Nachher lachst Du mich aus. . .“

„Dann erfährst Du auch nicht, was ich gesehen habe. Du solltest nur wissen! D . . . aber ich sag's Dir nicht . . . wenn Du so bist.“

„Lucie!“

„Eine Freundin muß der andern alles mitteilen.“

„Du erzählst mir auch nichts.“

„Doch! Ganz gewiß! Aber Du mußt anfangen. . . Dann sollst Du hören . . . Wundern wirst Du Dich! . . .“

„Wenn Du mich aber anführst . . .“

„Ich schwör's Dir.“

„Komm in Deine Stube! . . . Daß uns keiner sieht! Das sage ich gleich . . . laut kann ichs nicht aussprechen . . . Ansehn darfst Du mich auch nicht.

. . . Du mußt die Augen zuhalten . . . Und zu=
schließen mußt Du . . . Komm schnell!"

*

*

*

„Für eine junge Dame von Stand, die einige
Zeit in Zurückgezogenheit zu leben wünscht, wird bei
einem Arzt auf dem Lande Pension gesucht. Diskretion
verlangt. Adressen sub . . .“

Wenn der Frühling kommt.

Morgens acht Uhr.

Gertrude schlug die Augen auf . . . dehnte sich unter der Daunendecke . . . streckte sich . . . lag wieder still . . .

Röstliches Erwachen! . . Die jungen Glieder erquickt vom langen, gesunden Schlaf. Der Geist unbeschwert von Sorgen. Keine Furcht. Keine Gedanken. Nur unendliches, warmes Behagen. Das Dasein eine einzige Lustempfindung. Wonnicig fühlen den Körper, die Jugend, das Leben . . . Ohne Wunsch. Sich selbst genug . . .

Gertrudens Blicke hingen an der Decke. Sie sah nichts. Sie horchte in sich hinein . . . Ein Lüftchen haucht die spiegelnde Fläche des Sees dunkel an . . . Über die sonnige Wiese huscht der Schatten einer Wolke . . .

In Gertrudens Wohlbehagen mischte sich eine leise Unruhe. Das Gleichgewicht der Seele war gestört. Die Unruhe wuchs . . . weckte eine unbestimmte Sehnsucht . . . gebär die Ahnung unbekannter Wonnen . . . wurde zum heißen Verlangen.

Gertrude fühlte, daß sie ein Weib war. Es flutete heiß durch die Adern. Die Pulse gingen schneller. Die Wangen glühten. Sie schloß die Augen. Ungestüm schlang sie die Arme um die Daunendecke . . . preßte sie an die wogende Brust. Brünstige Wünsche und Vorstellungen wirbelten durch ihr Haupt.

Nur einen Augenblick. Gertrude erschrak vor sich selbst . . . floh vor den brennenden Sinnen. Mit einem Ruck warf sie die Decke ab . . . sprang aus dem Bett. Die kleinen Füße sanken tief in den weichen Teppich. Dort blieb sie stehen . . . minutenlang . . . zitternd . . . abwesenden Geistes . . .

Sie erschauerte leise. Hastig eilte sie ins Badezimmer . . . unter die kalte Douche.

Nach dem Bade machte Gertrude Toilette. Der hohe Spiegel strahlte ihr Bild lebensgroß zurück. Schön war sie eigentlich nicht. Ein blühendes, jugendfrisches Mädchen. Zwanzig Jahre . . . reif, den Beruf ihres Geschlechts zu üben. Sie schaute sich an und freute sich.

Am offenen Fenster trank sie Kaffee. Ganz allein. Die Hausgenossen waren längst bei der Arbeit. Draußen der Garten im Schein der Morgen-sonne. Die feuchte, warme Luft trug den starken Duft von Flieder herein. Vom saftigen Rasen quoll ein Geruch auf . . . würzig . . . fruchtbar . . . be-
rauschend . . .

Lautlose Stille. Ein Taubenpaar saß schnäbelnd auf dem Dach seines Hauses. Wieder fühlte Gertrude das wonnige Behagen . . . wieder die aufsteigende Sehnsucht.

Sie nahm den Hut und ging ins Freie. Ihr Blick suchte die schnäbelnden Tauben. Sie waren verschwunden. Unter der blühenden Kastanie setzte sie sich auf eine Bank. Das Summen der Bienen tönte von oben herab. Sterbender Orgelklang. Schmetterlinge gaukelten zwischen den Blumen im Grase. Sie haschten sich, neckten einander, wichen sich aus, ließen sich fangen in verliebtem Spiel.

Gertrude stand auf. Sie mochte die Tändelei nicht sehen. Sie beneidete die Schmetterlinge.

Blühendes Fliedergebüsch. Durch eine Lücke im Laubwerk sah Gertrude ein kleines Nest. Das brütende Weibchen saß auf den Eiern. Es duckte den Kopf. Mit schwarzen, blanken Augen schaute es Gertrude an . . .

Ein freudiger Lockruf aus einer Vogellehle. Das brütende Tierchen reckte jäh den Hals aus. Durch Blätter und Zweige hüpfte das Männchen heran . . . legte eine Raupe auf den Nestrand. Jubelndes Zwitschern. Zärtliche Begrüßung. Der Bissen wurde gemeinsam verzehrt.

Gertrude wandte sich ab . . . Thränen im Auge. Wie war sie so einsam! Die Welt voll Frühlingsherrlichkeit . . . Alles lebte . . . Alles liebte . . .

Nur sie! . . . Nur sie! . . . Weshalb gerade sie? Weshalb war sie ausgeschlossen von der Lust? . . . Der Lenz war da . . . Sie fühlte ihn in sich. Es knospete und schwoll . . . Es drängte und mahnte . . . immer heißer . . . immer verlangender: Gieb! . . . nimm! . . . lebe! . . . liebe! . . . Am gedeckten Tisch hungern die Thoren . . . Der Quell fließt den Durstigen zur Labe . . .

Weiter draußen stießen die Äcker an den Garten. Lerchen trillerten über den grünen Saaten. Klang aus Himmelshöhen. Berauschte Sinfonie aus Tönen, Duft, Sonnenschein.

Wehmut floß in Gertrudens Seele. . . . Allein! . . . allein! . . .

Sie sah die Großmutter im Felde . . . die treue Hüterin ihrer verwaisten Jugend. So war es immer. So lange sie denken konnte. Seit sie in dieses Haus gekommen als Vermächtnis der Toten. Die Ahne in Stall und Feld. Wirkend. Herrschend. Sie selbst eine überflüssige Prinzessin zwischen all den fleißigen Leuten.

Umgeben von unverfälschter Natur war sie aufgewachsen, unberührt vom Hauch der großen Welt, ohne verlogene Tugend, ohne des Lasters sittsame Maske. Wie jedes Naturkind lernte sie sehen und hören. Sie wußte, wie der Viehstand im Stall sich fort und fort erneut. Aus den Notizen im Kalender berechnete sie gewissenhaft die Geburtstage künftiger

Kälber. Nichts Natürliches blieb ihr fremd. Selbstverständlich war alles. Weder gut noch schlecht. Es gehörte zum Leben. Konnte gar nicht anders sein.

Gertrude wußte längst, daß sie ein Weib war. Sie bemühte sich nicht, Dummheit zu heucheln, die ihren Verstand beleidigte.

Sie war ein Weib. Fühlte die Regung der Natur als holden Zwang. Sehnte sich, ihr Geschick zu erfüllen. Sollte sie klüger sein als die Natur, die sie ausgerüstet hatte zur Liebeslust und Freude?

Die Blume schmückte sich zur Empfängnis mit aller Pracht und Herrlichkeit. Sie fragt nach niemand. Dem schwarzgeflühten Männchen bot sich die Spatzin mit zitternd gespreizten Flügeln. Sie thut was sie muß. Wenn der Tauber die Erwählte gurrend umkreiste, gab es bald junge Brut im Nest. Überall waren Paare. Nur sie war allein. Überzählig. Großmutter und Enkelin sind kein Paar. Die Natur befiehlt, wo die Bitte unbeachtet bleibt. Schon seit dem Morgen gährte es in Gertrude.

Die Ahne kam ihr entgegen. „Thränen, Gertrude? Du weinst, wenn alles blüht und lacht?“

„Ich bin so allein, Großmutter. So einsam.“

Die Greisin sah das gequälte Menschenkind gütig an. Sie setzte sich zu ihr ins Gras, zog das blonde Haupt an ihre Brust. „Was drückt Dich, Gertrude? Erzähle mir alles!“

„Großmutter! Ich bin zwanzig Jahre . . . Die Libellen sieh an! . . . Und wie die Falter sich haschen! . . . Die Heckenrosen drüben tragen bräutlichen Schmuck . . . Alles spricht von Liebe, atmet Liebe, fordert Liebe . . . Großmutter . . . ich bin überzählig . . . ich . . . ich . . . ich kann nicht mehr allein sein, Großmutter!“

„Liebst Du einen, Trudel?“

„Nein, Großmutter.“

„Kennst Du einen, den Du lieben möchtest?“

„Ich sehe ja niemand.“

„Beruhige Dich nur, Kind! Der Frühling liegt Dir in den Gliedern. Das geht jedem so . . . das giebt sich wieder.“

„Der Frühling nicht . . . mein Frühling, Großmutter! Mein Frühling! . . . Es regt sich und sproßt . . . es drängt und treibt . . . Der Frühling läßt sich nicht einsperren, Großmutter. Er will hinaus! . . . ist mächtiger als ich . . .“

„Das weiß ich besser, Herzchen. Ich war auch einmal jung. Es giebt sich wieder. Solche Sehnsucht fühlt jeder, wenn er jung ist.“

„Achtzehn warst Du, als Dich Großvater nahm. Du hast es selbst erzählt. Ich bin zwanzig, Großmutter . . . zwanzig . . .“

„Es kommt bald einer, der Dich heimführt, Kindchen. Hab nur Geduld! Es giebt sich wieder.“

*

*

*

Hinter dem Garten ein schmaler Fußsteig durchs grüne Feld. Gertrudens Spazierweg. Dann durch Wiesen zum Hain, den der klare Bach durchrann. Jenseits desselben die Landstraße.

Gertrude verweilte gern im Hain. Dort war es einsam und still. Halbe Wildnis. Zwischen Hügeln versteckte Bodensenken. Allerhand duftende Kräuter wuchsen durcheinander. Gertrude kannte jeden Winkel. Wie eine Eidechse huschte sie darin umher. Finken und Meisen piepsten auf den Bäumen. Zuweilen ließ sich ein Eichhörnchen sehen. Hurtig lief es an der rauhen Baumrinde zur Erde. Machte Männchen im Grase. Kletterte leicht und gewandt wieder hinauf in sein lustiges Reich.

Über den Feldern zitterte die Mittagshitze. Die Bäume im Hain boten erquickenden Schatten. Am Bachrand saß Gertrude. Durch das klare Wasser drangen ihre Blicke bis auf den sandigen Grund. Sie zog die Schuhe aus. Strich die Strümpfe von den Füßen. Die bloßen Beine baumelten hinunter in die kühle Flut. Plantjchten wohligherum. Spritzten silberne Wasserstrahlen in die Luft. Mit aufgehobenen Kleidern stieg Gertrude in das seichte Gewässer. Der weiche Sand des Grundes quoll zwischen ihren Zehen hindurch. Sie blieb stehen. Nickte vergnügt ihrem Schattenbild zu. Das rinnende Wasser floß über ihre Füße, begrub sie im Sande. Aus dem Grunde herausgewachsen stand

sie da. Eine schlanke Lilie auf zwei schneeweißen Stielen.

Schuhe und Strümpfe warteten unter den überhängenden Zweigen am Busch. Der Hut leistete ihnen Gesellschaft. Gertrude warf sich ins Gras. Auf den Rücken. Der Kopf lag auf den verschlungenen Händen. Die Füße neckten sich mit den Sonnenstrahlen. Durchs laubige Gitter droben suchten die Augen den blauen Himmel.

Träumendes Sehnen . . . Die Lider sanken herab. . . . Sehndes Träumen . . . Süßer Zauber . . . Wenn doch wer käme, der mich nähme! . . .

Draußen schwüle Mittagsglut. Gertrude lag schlafend unter dem Haselstrauch. Sie atmete schwer. Ihr deuchte, die Büsche rauschten leise nebenan. Ein lockiges Jünglingshaupt beugte sich über ihr Gesicht. Der Frühling . . . Er kam auch zu ihr . . . Sie war nicht mehr allein. Der Hauch seines Mundes berührte ihre Lippen. Kein Hauch . . . ein wonniger Kuß . . .

Gertrude erbehte. Regen konnte sie sich nicht. Der Frühling war da . . . Der Frühling . . . ihr Frühling . . .

Seliges Fühlen . . . Die Knospe wuchs und schwoß . . . Die Gedanken standen still . . . Kein Wille, nur Wonne . . . Der Frühling war da . . . der Frühling . . .

*

*

*

Auf der Landstraße jenseits des Hains schritt frohgemut ein junger Wanderbursch. Die klaren Augen schauten lustig in die Welt voll lauter Frühlingsherrlichkeit. Auf den roten Lippen lag ein sonniges Lächeln. Die Welt war fein . . . die Welt und der Frühling. Frohgemut verfolgte er seinen Weg. Den Wanderstab schwang er übermütig durch die Luft.

* * *

Unter dem Haselstrauch lag Gertrude . . . wachend. Durchs laubige Gitter schaute der blaue Himmel ihr in die großen, offenen Augen. Er fand sich selbst darin . . . der Himmel und der Frühling . . .

Immer forreft.

Helene war krank. Sie wußte es. Nicht bettlägerig . . . Ein ſchleichendes Leiden. Außer ihr ſelbſt ahnte kein Menſch etwas davon, am allerwenigſten ihr Vater. Sie wollte es ihm nicht ſagen.

Der Gute! Den ganzen Tag ſaß er im Bureau. Er plagte ſich mehr als nötig, arbeitete wie ein Jüngling, alles für Helene, nur für ſein liebes Töchterchen. Seit ihm die Gattin geſtorben, war Helene der Mittelpunkt ſeines Lebens, ihr Daſein heiter zu geſtalten, das einzige Ziel ſeiner Gedanken. Ihr Glück war ſein Glück.

Helene wußte das alles. Sie wußte noch mehr. In der Blüte der Jahre war ihre Mutter dahingewelt. Der Vater verbarg ihr, daß ſie die Schwindſucht gehabt. Sie erfuhr es doch. Wie hätte ſie ihn jetzt erſchrecken dürfen mit der Nachricht, daß ſie an derſelben Krankheit litt! Früh genug würde er es merken, wenn es nicht mehr zu verheimlichen war. Viel zu früh!

Sie ſah es nahen, das Gräßliche. Unabwendbar

stand es vor ihr. Ein Fatum. Das Knochengengerüst streckte die Hand aus, drohte die Knospe vom Baum zu reißen, bevor sie aufgeblüht war.

So jung noch. Kaum achtzehn Jahre, und schon den Tod vor Augen! Immer. Unablässig daran denken müssen! Vor Monatsfrist war sie noch ein übermütiges Menschenkind. Zu übermütig beinahe. Sie strotzte von Gesundheit und Kraft. In den Adern prickelte die Lebenslust. Wangen hatte sie so rot, daß sie sich ihrer schämte. Sie sah so robust damit aus, so gewöhnlich. Grade wie eine Köchin. Nicht die Spur blaß und interessant. Gelegentlich nahm sie einen Schluck Essig, um der Sache abzu- helfen. Da kam das Verhängnis. Es hielt sie fest. Ließ sie nimmer wieder los. Vielleicht war's die gerechte Strafe, weil sie frevelnd über ihre roten Backen gescholten. Vielleicht! Es konnte aber auch das Erbteil ihrer Mutter sein.

Traurig betrachtete sie ihre Hände. Wie weiß sie waren! Beinahe durchsichtig. Nun hatte sie's. Aber so war's nicht gemeint gewesen. Sie stellte sich vor den Spiegel . . . lange . . . lange. So blaß die Wangen, so bleich! Nur in der Mitte zwei rote Flecke. Blühende Rosen . . . Todesrosen. Die Schwindsucht zeichnete sie ihr ins Gesicht. Sie blühten dem Grabe entgegen.

Helenens Herz klopfte banger und banger. Es ist so traurig, mit achtzehn Jahren den Tod im

Spiegel zu sehn. Und niemand hatte sie, ihm ihr Leid zu vertrauen. Allein, ganz allein mußte sie's tragen.

Sie wandte sich ab. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Die Lippen zitterten vor Weh und Herzeleid. Sie weinte . . . weinte über sich, über ihr junges Leben, über das grausame Geschick, das sie abrief, bevor sie den Becher an den Mund gesetzt. Während ihre Augen überflossen, wurde allmählich auch die Nase feucht. Sie schneuzte sich . . . kräftig, nachdrücklich.

Das weiße Taschentuch färbte sich rot. Der Quell des Blutes war wieder aufgebrochen. Es tropfte . . . rieselte . . . floß. Helene schnupfte kaltes Wasser. Umsonst! Sie mischte Essig bei. Vergebens! Das Blut floß ohne Unterlaß aus ihrer Nase. Rosige Punkte spritzten an die Wände des weißen Porzellangefäßes. Erst nach einer guten Stunde hörte es auf. Da war Helenens Haupt wüst und schwer, ihre Arme wie gelähmt. Sie streckte sich auf dem Sofa aus um zu schlafen.

So ging es beinahe täglich. Wenn ihr Vater heimkam, heuchelte Helene Heiterkeit. Wie lange würde sie's noch können? Schon einmal hatte der alte Herr ihre Wangen geklopft. „Du bist so blaß, Luwije!“

Helene war viel allein. Oft versenkte sie sich in die Zeit, wann sie nicht mehr sein würde. Auf-

gebahrt sah sie sich liegen . . . bleich . . . mit geschlossenen Augen, in duftigen, weißen Kleidern, wie eine Braut. Ringsumher die Freundinnen. Alle in Schwarz. Mit rotgeweinten Augen. Das Zimmer voll Kränze, voll Blumen, voll Palmen. Obgleich sie tot war, hörte sie jedes geflüsterte Wort. „Wie schön sie ist!“ . . . „Die liebe Helene!“ . . . „So jung zu sterben!“ . . . „So jung und so gut und so schön!“ . . .

Das war so unendlich rührend, daß Helene Thränen der Wehmut darüber vergoß. Dabei mußte sie sich natürlich wieder schneuzen. Dann wickelte sich die ganze Reihe ab. Nasenbluten . . . Wasser . . . Eßig . . . wüster Kopf . . . schwere Glieder . . . Mittagsruhe auf dem Sofa.

Stundenlang träumte Helene für sich allein mit offenen Augen. Für die jugendliche Ausgelassenheit ihrer Freundinnen hatte sie nur ein schwermütiges Lächeln. Die mochten lachen und fröhlich sein! Die standen noch mit beiden Füßen im Leben. Aber sie . . . Helene! Und kein Mensch wußte darum! Um des Vaters willen mußte sie stark bleiben bis zur letzten Minute. Traurig war es doch. Nicht ihret-
halb. Was lag ihr schließlich am Leben? Was sollte es überhaupt noch bringen? Sie hatte die Schwindsucht. Wer so viel Blut verliert, muß die Schwindsucht bekommen. Eines Tages würde der letzte Tropfen dahinfließen. Dann lag sie da, starr

und tot. Alles aus und vorbei. Wenns nur erst so weit wäre! — — —

Da kam Leo.

Er war Helenens Verwandter. Vor sechs Jahren hatte sie ihn zum letzten Mal gesehen. Er Student, sie eine halbwüchsiges Hummel. Nun stand er wieder vor ihr. Ein wohlbestallter Mann in Amt und Würden. Ein Mann ohne Fehl und Tadel. Ein vollkommen korrekter Mann.

Helene erkannte ihn im ersten Augenblick gar nicht. Dann kam es über sie wie holder Zauber. In reizender Verwirrung senkte sie die Augen. Leo nickte befriedigt mit dem Kopfe. So hatte er sich's gedacht. So war es korrekt. Die Jungfrau verhüllte sich schamvoll vor dem Mann, wie Rebekka that, als Isaaß sie anschaute. Nur immer korrekt! Leo haßte alles Unkorrekte.

Leo wohnte im Hause.

Selig unselige Zeit für Helene. Schon am ersten Tage erriet sie, daß er ihrethalben gekommen. Nicht viel länger, da wußte sie auch, die Prüfung fiel zu ihren Gunsten aus. Und nach abermals kurzer Zeit fühlte sie in sich selbst die Gewißheit, der letzte Tropfen Glück auf Erden müsse ihr von Leo kommen.

Selig unselige Zeit! Qualvolle Lust! Außerlich stand der Verbindung nichts entgegen. In Helene selbst lag die trennende Schranke. Durfte die Todesbraut weiblichen Regungen nachgeben? das Geschick

des geliebten Mannes mit dem ihrigen verknüpfen? Sünde wäre das und Frevel. Sünde und Frevel grade wegen ihrer Leidenschaft für den Mann, der in allem so korrekt war. Glückselig sein ist gut; glücklich machen ist besser. Sie konnte das nicht. Sie mußte entsagen. Nicht ins Brautgemach führte ihr Weg. Ihr Ziel war ein stilles Kämmerlein tief unter der Erde.

Das Herz voll heißer Glut und dann Verzicht! Korrekt sein, wenn die Pulse pochen! Selig unselige Zeit mit jedem Tage mehr!

Helene war fast immer mit Leo zusammen. Während der Bureauzeit des alten Herrn blieben die jungen Leute auf sich angewiesen. Auch dann zeigte der Freier sich in allem korrekt. Nicht um Haaresbreite wich sein Verhalten von der ehrbaren Linie ab. Er schwärmte nicht von der Schönheit des Lebens und der Liebe. Noch viel weniger von Helenens persönlichen Vorzügen. So etwas steht nur minderwertigen Männern an. Es lag ihm auch fern, durch geistreiche Aussprüche zu blenden und zu bestechen. Dagegen verbreitete er sich gern über die Pflichten einer christlichen Ehefrau, die ihr Hauswesen führt zur Freude ihres Herrn und zur Erbauung der Gemeinde.

Helene hörte das alles mit wehmütigem Ernst. Für sie kam so etwas natürlich nicht in Frage. Eines Tages pries Leo den jungen Tobias, der

Sara, Raquels Tochter, zum Weibe nahm. Nicht böser Lust halber, sondern daß er möge Kinder zeugen. Drei Nächte enthielt er sich ihrer mit Ermahnung und Gebet, bevor er sich zu ihr that. Indes briet die Fischleber auf glühenden Kohlen in ihrer Kammer.

Helene wurde rot, was gar nicht nötig that. Die Sache war vollkommen korrekt. Über die Fischleber im Brautgemach mußte sie doch lachen. Leo sah sie verwundert an. Dieses Lachen ging ihm etwas gegen den Strich. Es war gar nicht korrekt. Er verhehlte es Helene nicht. Sie wurde denn auch gleich wieder ernst.

Leo nahm Veranlassung, seine Gedanken über den Fall des weitem zu entwickeln. Das Wohlgefallen der Sinne ist ein starkes Parfüm. Der Mensch wird dadurch benebelt. Je stärker der Reiz, desto eher stumpft die Gewohnheit ihn ab. Korrekte Leute gehn dem aus dem Wege. Also belehrte Leo die Jungfrau mit dem flammenden Herzen.

Helene gab ihm Recht, aber sie glaubte ihm nicht. Solche Schrullen würde sie ihm schon abgewöhnen, wenn . . . Dann erschrak sie. Was hatte sie sich um derartige Dinge zu kümmern? Sie würde nie in die Lage kommen, im Brautgemach Fischleber zu braten, um die bösen Geister zu vertreiben.

Oder . . .? Gewiß, es konnte gar nicht anders sein. Leo erzählte das alles nur zu ihrem Trost. Er war doch ein gesunder, jugendstarker Mann.

Wenn es in ihr, in dem schwindſüchtigen Mädchen, ſo begehrend ſtammte, wie mußte er dann kämpfen, um korrekt zu bleiben!

Helene fühlte es, der Tag der Entſcheidung war nahe. Sie rang mit ſich. Sie zitterte vor Bangen und vor Luſt. Das Weib in ihr war aufgewacht. Sie ſah aber auch das Schwert vor der Thür zum Paradiese. Täuſchen durfte ſie den Geliebten nicht über ihren Zuſtand. Das wäre Frevel geweſen. Sie mußte entſagen . . .

Entſagen! . . . So jung, ſo heißen Fühlens voll! Helene weinte bittere Thränen. Noch ſaß der Tod nicht im Mark ihres Lebens. Noch war ſie ihres Körpers mächtig. Ein verlangendes Weib. Sollte ſie von hinnen gehen, ohne die köſtliche Frucht der Liebe zu ſchmecken? Wars nicht am Sterben genug? Weßhalb ſich ſelbſt begraben vor dem Tode?

Einen Augenblick vom vollen Becher ſchlürfen! — Nicht hinſterben, ohne den holdeſten Rausch zu kennen!

Im Garten ſtand ein Bäumchen. Eine Blüte trug's im Frühling. Jetzt waren ſeine Zweige dürr. Der neue Lenz rief es nicht wieder zum Leben. Aber die Blüte war dageweſen. Die Blüte mit all ihrem Duft.

Nur einmal blühen! Ein einziges Mal in dieſer Welt! Auch um Leo. Ihre Weigerung, ſein Weib zu werden, mußte ihn tödlich betrüben. An ihrer

Liebe würde er zweifeln. Wenn sie ihm angehörte . . . nur einmal schrankenlos . . . ihm alles, alles gab . . . er würde sie verstehen und um so heißer lieben. Vielleicht bliebe sie gleich in seinen Armen tot. Im höchsten Glück an seinem Herzen sterben! Dann wäre ihr Leben nicht verloren.

Der Abend kam, der sie mit Leo allein fand. Nicht ja, nicht nein sagte sie zu seiner Werbung. Sie zog ihn an ihre Brust. Glückselig sollte er sein. . . . Leben wollte sie . . . Was dann kam, kümmerte sie nicht.

Helene ruhte auf dem Sofa. Die Augen geschlossen. Die Brust wogend in langen Zügen. Sie hatte sich ein Denkmahl gesetzt durch hingebende Liebe. Nun war ihr Herz voll Seligkeit.

Leo stand vor ihr. Er dachte an den jungen Tobias und an die gebratene Fischleber. Scheu blickte er auf Helene. Ein schuldbeladener Sünder. Dann wurde er zornig. Alles, was korrekt in ihm war, empörte sich. Das Weib hatte ihn verführt. Er hätte sie prügeln können.

*

*

*

Die Geschichte kann so nicht aus sein? Weshalb nicht? Es geschah wirklich nichts mehr von Belang.

Was aus Helene geworden ist? Gestorben ist sie nicht. Sie hat auch gar nicht die Schwindsucht gehabt. Das bißchen Nasenbluten?! Stoffüberfluß!

Als ihr Geschick sich erfüllt hatte, blieb es aus. Sie blühte auf wie eine Rose. Schwindjucht?! Das sind solche Ideen. Ich habe sie auch gehabt, als ich jung war.

Leo? Was der that, möchten Sie wissen? Er benahm sich auch ferner als korrekter Mann. Am nächsten Morgen reiste er heimlich ab. Dann kam ein Dankbrief für freundliche Aufnahme an Helenens Vater. Die Tochter ließ er grüßen.

„Und dann?“

Sa das ist doch selbstverständlich. Als Helene sich gesund fühlte, rief sie den Geliebten zurück. Drei Tage später zerfnitterte ihre Hand seine Antwort. Sie hätte ihm die Freude an der Brautnacht verdorben. Ein Mädchen, das sich vor der Hochzeit vergißt, thät's auch später in der Ehe. So Eine könne seine Frau nicht werden. Niemals. Er war eben ein korrekter Mann, Leo. Einem korrekten Mann darf ein Mädchen ihr Kleinod nicht anvertrauen. Erst schriftlichen Kontrakt. Amtlich unterstempelt.

„Und dann?“

Ach was, und dann! Lassen Sie mich mit Ihrem „Und dann“ in Ruhe!

Komm August!

Herr August Schöfflein hatte ein gutes Gerücht unter den Leuten. Kein Wunder bei solcher Fülle hervorragender Eigenschaften. Er betrieb eine Steinkohlenhandlung. Natürlich war sein Verdienst dabei nicht klein, deshalb schrieb er ihn mit einem großen F.

Was Herr Schöfflein war und leisten konnte, stand in den gelesensten Zeitungen. Letzte Inseraten-seite. Unten rechts. In Riesenlettern prangte dort sein Name. Jede Woche einmal. Im Winter zweimal. Dreißig Pfennige die Petit-Zeile oder deren Raum. Und er zahlte prompt, Herr Schöfflein. Deshalb fanden auch Nachrichten aus seinem verdienstvollen Dasein in angemessenen Zwischenräumen ihren Weg in den lokalen Teil und in den Tagesbericht. Schon morgens beim Kaffee konnte Herr Schöfflein lesen, daß er den Schnupfen gehabt, oder sich eine neue Hose angeschafft hatte.

Herr Schöfflein setzte seinen Kohlen nur einen geringen Prozentsatz Steine zu. Wenn die Hausfrau beim Abladen aufpaßte, lieferte er annähernd richtiges

Maß. Er war der Mann seiner Zeit. Er hatte ein gutes Gerücht unter den Leuten. Selbst der Bote der Steuerbehörde nahm die Dienstmütze bereits vor der Hausthüre ab, wenn er den Deklarationszettel brachte.

Eine Null ist natürlich nichts. Aber die sechs Nullen, denen Herr Schöfflein als höhere Macht gebietend vorstand, die waren etwas. Wie ein sechsfacher Heiligenschein flatterten sie ihm nach, wo er sich zeigte. Dann deuteten die Leute vielsagend mit den Augen auf ihn hin. „Herr Schöfflein!“ . . . „Ein feiner Mann!“ . . . „Pifflein!“ . . . „Ja!“ . . .

Wie Herr Schöfflein dazu gekommen?

Du lieber Gott! Wie kommt so was? Meistens kommt es überhaupt nicht. Mancher kriegt es als besondere Gnade mit auf den Weg. Wer nicht siebenstellig werden soll, bleibt all sein Lebtag ein Lump. Herr Schöfflein hatte das Zeug dazu, deshalb kam er in den siebenten Himmel, wo man beim Eintritt sechs Nullen vorzeigen muß. Ganz aus eigener Kraft heiratete er die Witwe seines verewigten Prinzipals und wurde dadurch ein selfmade-man.

So ungefähr 55 Jahre mochten vergangen sein, seit seine Wiege irgendwo an der russischen Grenze stand. Grade an der Stelle, wo aus germanischer Kraft, slavischer Schlaueit und alttestamentlichem Handelsgenie die strebsamsten Jünglinge erzeugt werden. Das heißt, eine Wiege war es eigentlich

nicht, worin Herr Schöfflein seine damals noch dünnen Beine im Strampeln übte. Seine Mutter erachtete einen ausgerangierten Kartoffelkorb zu diesem Zweck für völlig ausreichend. Der etwas durchlässige Boden desselben erhielt durch die Überreste eines ehemaligen Flanellunterrocks so viel Dichtigkeit, daß der künftige Beherrscher von sechs Nullen nicht heimlich in Verlust geraten konnte.

Herr Schöfflein wurde auf den Namen seiner Mutter getauft. Die Gute! Sie hatte keine Ahnung von der Weltordnung. Die Verwandtschaft zwischen Vater und Sohn wird nicht im Bett der Mutter, sondern auf dem Standesamt hergestellt. Das wußte sie nicht.

Die Jungfrau, welche Herr Schöfflein Mutter nannte, dachte nur an das Wohl ihrer Nachkommenschaft. „Je mehr, je besser!“ Diesem Grundsatz huldigte sie auch betreffs der Väter ihrer Kinder. Schon während Herr Schöffleins Fötalzeit nannte sie als seinen Erzeuger so verschiedene Namen, daß nachher kein Gericht den Thäter feststellen konnte.

Herr Schöfflein verlor nichts dabei, daß ihm von Rechtswegen so ein Auch-Vater nicht zuerkannt werden konnte. Zwar standen infolge dessen zu seiner Erziehung keine Alimente zur Verfügung, aber grade darin lag ein Glücksmoment. Schon als kleiner Junge gewöhnte er sich an selbständiges Handeln. Auch seine Divinationsgabe erfuhr bedeutende Stär-

tung. Nur selten verfehlte er den Ort, wo die Feldarbeiter ihren Mundvorrat aufbewahrten.

Als ältester von drei nachgeborenen Brüdern, mit denen er mütterlicherseits nahe verwandt war, trat Herr Schöfflein früh in das Erwerbsleben. Schon als neunjähriger Bengel bekleidete er das verantwortungsvolle Amt eines Ochsenjungen auf demselben Gute, wo seine Mutter von der Herrschaft als Ruhmagd und von den Knechten als Trösterin in der Öde des Junggejellen-Daseins hoch geschätzt wurde.

Bald nach seinem zwanzigsten Geburtstag trat das folgenschwere Ereignis ein, welches dem Dasein des Herrn Schöfflein eine neue, ungeahnte Richtung gab. Vielleicht infolge der unaufgeklärt gebliebenen Veranlassung seiner Geburt hatte ihm die Natur außer einem starken Körper ein heißes Liebesbedürfnis mit auf den Weg des Lebens gegeben. Seinen Überfluß an Zärtlichkeit drängte er in etwas ungestümer Art einer Jungfrau auf, ohne zuvor die pfarramtliche Autorisation oder ihre persönliche Einwilligung nachzusuchen. Die Folge war, daß Herr Schöfflein in eine jener Anstalten verbracht wurde, wo alle Pensionäre Jacken von gleichem Schnitt und Stoff tragen und statt des Namens eine Nummer führen. Da der Besuch dieser Institute vom Militärdienst befreit, hatte Herr Schöfflein vom 23. Jahre ab sein ganzes Dasein zu freier Verfügung vor sich. Er zog in die

Ferne, ganz auf die andere Seite des Reichs. So vorgebildet, nebenbei jung und stark, konnte es ihm um so weniger fehlen, als sich sogar die Polizei noch etliche Jahre lang regelmäßig nach seinem Wohlbefinden erkundigte.

Schon während der Zeit, als Herr Schöfflein bloß eine Nummer war, hatte er den Segen eines frommen Augenaufschlags lebhaft verspürt. Manche Erleichterungen wurden ihm zuteil. Er nahm sie mit aufwärts gerichteten Blicken hin. Nach Beendigung des numerierten Zustandes empfahl ihn der Anstaltsgeistliche an den Hirten einer kleinen aber mächtigen Herde in eben jener Stadt, wo so viele Mullen darauf warteten, sich an Herr Schöfflein anzuschließen.

Derselbe machte der Empfehlung Ehre. Jeden Sonntag ging er zwei Mal zur Kapelle. Auch an den Übungen im Sänglingsverein nahm er eifrig teil. Wenns ans Knien ging, war er der erste, welcher rutchte. Beim Aufstehen riß er sich schwer und immer zuletzt vom Fußboden los.

Sein Eifer und seine Berknirschung konnten nicht unbemerkt bleiben. Er erhielt eine Stelle als Kohlenträger bei einem hervorragenden Mitglied der Gemeinde. Später wurde er Leibkutscher für Madame und endlich Faktotum im Hause. Niemand erinnerte ihn an die Verirrung seiner Jugend. Nur einmal, nachdem sie wiederholt stille Betrachtungen über Herrn

Schäffleins stattliche Beine angestellt hatte, ließ sich seine Gebieterin über jenen Vorfall Bericht erstatten. Die würdige Dame besaß Verständniß für heißen Liebesdrang. Ihr Gatte, der Kohlenhändler, war nicht sehr stürmisch veranlagt. Wie gesagt, Herr Schäfflein wurde Leibkutscher bei Madame und betrat damit die Staffel, welche ihn langsam zu der Höhe von sechs Nullen hinaufführte.

Nach dem Tode des Chefs wurde er aus einem stillen Mitarbeiter der legale Nachfolger im Ehebett und im Geschäft. Seine frühere Protektorin führte ihn als Gatten heim, obgleich sie 26 Jahre mehr zählte. Bereut hat sie's niemals. Herr Schäfflein war ein Mann, der neben seiner Pflicht noch ein Übriges that.

Die sechs Nullen standen nun unter seinem Kommando. Damit war die Hauptsache erledigt. Den Text der Geschäftsbriefe lieferte der Buchhalter. Die Unterschriften vollzog Herr Schäfflein in alter Orthographie. Kalligraphie ist in solchen Fällen überhaupt beinahe ein Fehler. Herrn Schäffleins gutes Gerücht unter den Leuten mehrte sich zusehends. Aber trotz aller sechs Nullen, die hinter ihm standen, blieb er demüthig und bescheiden.

Es war erhebend, wenn er am Arm seiner Gattin in die Kapelle trat, die seiner Freigebigkeit ein Fenster verdankte, dessen Glasmalerei die Verjüngung des heiligen Antonius darstellte. Nur ein winziger Um-

stand kennzeichnete die veränderte Sachlage. Herr Schöfflein fand jetzt einen Betischmel, wo er sich früher die Kniee wundgelegen hatte.

Seine Zeit war zwischen Geldverdienen, Andachtsübungen und Liebeswerken glücklich aufgeteilt. Alle Magdalenen = Stifte erfreuten sich seines Rats und seines Beistandes. Aber er war durchaus nicht ruhmredig. Eine ganze Reihe seiner Gutthaten kam niemals an die große Glocke. Im stillen unterstützte er eine Anzahl hübscher, junger Mädchen, die er in Verdacht hatte, sie könnten möglicher Weise auf Abwege geraten. Seine bösen Ahnungen täuschten ihn selten. Leider! Und obenein kam der Name des schändlichen Verführers seiner Schützlinge niemals an den Tag.

Daß sich ein Mann wie Herr Schöfflein von allen Veranstaltungen grundsätzlich fernhielt, die wie Theater und Ballet die sündhaften Triebe der Menschennatur aufzustacheln nur zu geeignet sind, versteht sich am Rande. Dagegen widmete er sich mit Eifer allerhand Ehrenämtern, welche die Verehrung der Mitbürger in seine würdigen Hände zu legen sich beeilte.

Er suchte die Bedürftigen in Kellern und Dachkammern auf. Das Fortkommen der Töchter lag ihm vor allen Dingen am Herzen, besonders wenn die Mädchen hübsch waren. Solche sind der Verführung am meisten ausgesetzt.

Diese geeignete Thätigkeit erhielt einen jähen

Stoß, als Herrn Schöffleins Gattin selig entschlief. Sie war zwar mit ihren achtzig Jahren zuweilen schon etwas kindisch gewesen, aber alle Leute konnten sich daran erbauen, wie heiß er sie beweinte. Eben 54 Geburtstage hatte er damals hinter sich. Das beste Alter sozusagen. Heiraten wollte er nicht mehr.

Der Haushalt wurde in ehrbarster Weise fortgeführt. Herr Schöfflein schätzte seine Wirtschafterin, die alte Martha. Erstens kochte sie sehr gut. Außerdem war sie dreiviertel taub. Es hat etwas Unangenehmes, wenn so ein altes Haustier nicht bei jedem Schritt aufhorcht, den der Herr in der Nacht zu thun Veranlassung nimmt. Manche liegen gar schon wachend im Bett, wenn er einmal . . . auf Grund von Geschäften natürlich . . . erst gegen Morgen heimkehren kann. Wie gesagt, es hat etwas Gutes, wenn die Haushälterin möglichst taub ist.

Gerade damals verwaiste Marie. Herr Schöfflein kannte sie längst. Er hatte sie heranwachsen sehen. Mit Rücksicht auf Mariens vielversprechende Figur ließ er ihrer Mutter aus eigener Tasche eine Unterstützung zufließen. Jeden Monat. Ganz regelmäßig. Marie wußte nichts davon. Ihr Vater erfuhr es auch nicht. Der gute Mann schwärmte für die wirtschaftlichen Talente seiner Frau, die stets gut bei Kasse war. Marie sollte nicht in Dienst gehen. Sie war zu hübsch dazu. Die Gefahr der Verführung zu groß. Bei den Eltern sollte sie bleiben bis zum

sechzehnten Jahr. Bis Herr Schöfflein etwas Passendes für sie fand. So war es mit der Mutter verabredet. Er wollte es schon machen.

Nun war Marie plötzlich verwais't. Die Trauerkleider standen ihr gut. Herr Schöfflein bezahlte sie. Ebenso die Begräbniskosten. Marie ließ den alten Freund ihrer Mutter gewähren. Was sollte sie machen? Gewiß . . . sie sah achtzehnjährig aus, aber sie zählte noch keine sechzehn. Ein Vierteljahr fehlte daran, an den sechzehn. Herr Schöfflein wußte es ganz genau. In solchem Alter glaubt man gern an Schutzengel, weil man sie dann am besten brauchen kann. Besonders Mädchen. Marie hielt Herrn Schöfflein für ihren Schutzengel.

Es war nicht Herr Schöffleins Art, ein gutes Werk halb zu thun. Im Laufe des nächsten Vormittags wurde ein Hinterzimmer seines Hauses mittels Bretterwand in zwei Längsabteile zerlegt. Eine Thür vermittelte die Verbindung zwischen beiden. Gegen Abend war das Ganze mit Tapeten schön überklebt. Als die Handwerker gingen, brachte Herr Schöfflein in der neuen Wand eine kleine Öffnung an, durch welche er den Nebenraum vollständig übersehen konnte. Er that es eigenhändig. Es giebt Löcher, deren Vorhandensein am besten bloß dem Hausherrn bekannt ist. Den Schlüssel zu der Verbindungsthür steckte Herr Schöfflein in die Tasche. Unter den Tapeten war der Durchgang kaum zu erkennen.

Am nächsten Tage hatte Herr Schöfflein eine Unterredung mit seiner Haushälterin. Wegen der Taubheit der alten Person wurden dabei neben der Lautsprache auch allerhand Fingerzeichen benutzt. Martha begriff endlich, daß ihr Herr, gütig wie immer, zu ihrer Bequemlichkeit und Unterstützung eine junge Kraft ins Haus nehmen würde.

In der einen Hälfte der früheren Hinterstube wurde Marie einquartiert. Der Raum lag zu ebener Erde. Herr Schöfflein hätte es jetzt gern anders gesehen. Er hatte nicht an das Gartenfenster gedacht. Aber da er selbst im Erdgeschoß schlief . . . Vorläufig ließ sich an der Sache nichts ändern. Es mochte so bleiben. Eine hohe Garteneinfriedigung hielt Zudringliche fern.

Mariens Einzug gestaltete sich zu einer erbau-lichen Feier. Herr Schöfflein hielt eine kleine Ansprache über die Pflichten christlicher Dienstboten. An den halbtauben Ohren der Haushälterin ging das meiste vorbei. Marie hörte mit niedergeschlagenen Augen, daß ein Hausmädchen bemüht sein soll, die Wünsche ihrer Herrschaft zu erraten, daß sie denselben entgegenkommen muß. Noch manche andere Lehre und Ermahnung gab Herr Schöfflein zum besten, während er die langen, gesenkten Wimpern der neuen Hausgenossin bewunderte.

Alles ging in patriarchalischer Art seinen ruhigen Gang. Öfter als früher hatte Herr Schöfflein in

der Küche zu thun. Oder er mußte die Treppe hinauf, wenn Marie auf der obersten Stufe mit geschürzten Kleidern zu scheuern begann. Das Mädchen blieb bescheiden. Hörte Herrn Schöffleins Worte mit gesenkten Lidern an. Mit einem Wort, sie bewegte sich in Züchten, die einer tugendsamen Maid sehr zur Zierde gereichen.

Herr Schöfflein frohlockte. Eine reine Seele war in seine Hand gelegt. Aber schon nach wenigen Tagen überkam ihn die Sorge. Was that Marie, wenn sie allein in ihrer Kammer war? Gewann das Böse dort Macht über sie? Der Versucher liebt einsame Menschen.

Zum Glück dachte Herr Schöfflein an die Öffnung in der Bretterwand. Das hatte ihm damals ein guter Geist eingegeben. Von jetzt ab stand er auf Posten in dem dunkeln Abteil. Er sah zu, wenn Marie sich wusch. Er paßte auf, wenn sie die Wäsche wechselte. Er wachte über sie, bis abends die jungen Glieder unter der Decke verschwanden. Am liebsten hätte er sie auch dann noch behütet. Aber es ging nicht. Leider! Und daß es nicht ging, raubte ihm die nächtliche Ruhe. So aufopferungsvoll betrieb Herr Schöfflein den Sicherheitsdienst für sein Dienstmädchen, daß sein Gesicht ganz hager wurde, und die Augen beinahe geisterhaft aus ihren Höhlen blickten. Aber noch immer that er sich nicht genug. Als der Frühling ins Land zog, und der Garten

hinter dem Hause sich belaubte, hielt er auch morgens hinter der Bretterwand Wache, damit Marie nicht im Frühlicht auf Abwege geriet.

Wie sehnte er sich nach dem Geburtstage der Kleinen! Mit sechzehn Jahren werden die Mädchen ehemündig. Die Verantwortung ist dann weniger groß. Ehereif war ja Marie schon längst. Er hatte auf seinem Posten nicht umhin gekonnt, es zu bemerken. Aber ehemündig! Das ist ganz etwas Anderes. Ein ehemündiges Mädchen kann „ja“ sagen, dann kümmert sich keiner darum.

Noch ehe der ersehnte Tag herankam, trat eine Veränderung ein. Marie sang, wenn sie sich in ihrer Stube allein glaubte. In ihrem Wesen lag etwas Gehobenes, wodurch sich Herr Schöfflein sehr beunruhigt fühlte. Was war mit dem Mädchen geschehen? Ein neuer Geist schien in ihr zu wohnen. Mit doppeltem Eifer ging er seinem Wachtdienst nach.

Neuer Schrecken. Eines Abends fand er das Ruckloch in der Bretterwand geschlossen. Rite zugestopft. Das konnte nur Marie gethan haben. Herr Schöfflein war starr. Den Pflock austoßen durfte er nicht. Sie hätte es gemerkt. Was thun?

Im Hemde saß Herr Schöfflein auf dem Sofa, das er zu größerer Bequemlichkeit unter dem Belvedere aufgestellt hatte. Er war traurig. Traurig und wütend. Seine Hände spielten nervös mit dem

Schlüssel zur Verbindungsthür. Er lauschte, was nebenan geschah. Bei Marie. Er lauschte mit aller Kraft seiner Nerven. Einmal wurde ein Stuhl gerückt. Was that das Mädchen? Der Teufel äffte Herrn Schöfflein. Mitten in der Nacht glaubte er Flüstern und leises Richern zu hören.

Ein Tag . . . noch ein Tag . . . der dritte Tag. Mariens Geburtstag war da. Er ging vorüber. Die sechzehn waren voll. Endlich!

Im Hemde, das Licht in der Hand, schloß Herr Schöfflein die Verbindungsthür auf. Sie knarrte nicht. Ein leiser Luftzug ließ das Rouleau am offenen Fenster rauschen. Mit geschlossenen Augen lag Marie auf dem Kissen.

Herr Schöfflein konnte sich nicht enthalten, den Thatbestand genauer zu prüfen. Vielleicht verbarg sich ein zweites Gesicht unter der Decke. Vorsichtig hob er dieselbe auf. Mariens Hemd war nicht geschlossen. Es hatte sich ein wenig verschoben. Herr Schöfflein fühlte einen Schwindel in seinem Haupt. Vor seinen Ohren begann es zu sausen.

Die Schläferin regte sich. Sie schien zu erwachen. „Komm, August!“ sagte sie. Ohne die Augen aufzumachen, rückte sie ein wenig zur Seite.

Herr Schöfflein zitterte vor Aufregung. August! So hieß er. Das gute Kind hatte ihn in ihr unschuldiges Herz geschlossen für seine Gutthaten. Wenn er das gewußt hätte! Nur geahnt! Manche schlaf-

loſe Nacht wäre ihm erſpart geblieben. Er ſtieg in das Bett. Streckte ſich aus.

„Auguſt!“ flüſterte Marie. Sie lächelte hold und ſchlug die Augen auf. Plötzlich wurden ihre Blicke ſtarr vor Entſetzen. Sie ſtieß Herrn Schäßlein zurück und verſuchte aufzuſpringen. „Auguſt! Hilfe! Auguſt! Auguſt!“ ſchrie ſie mit gellender Stimme.

Herr Schäßlein rang mit ihr. Das Licht wurde umgeworfen. Tiefe Dunkelheit. „Sei doch ſtill, Narrchen! Ich bin ja ſchon hier.“

„Auguſt! Hilfe!“

Ein Poltern am Fenſter. Ein dumpfer Schall von zwei Füßen, die zugleich auf den Fußboden ſprangen. Herr Schäßlein fühlte ſich ergriffen, von zwei gewaltigen Fäuſten auf die Dielen geriffen. Dann hörte er es hinter ſich in ſeiner Leibesmitte klatschen . . . klatschen . . . Dazwiſchen vernahm er Worte . . . Worte greulichſter Art, die ſeiner Perſon galten. Es hörte gar nicht auf. Es klatschte immer fort. Ohne Ende. Ohne Ermüdung.

Herr Schäßlein hatte bloß das Hemde an, aber es ſchien ihm, als ſei ſelbſt dieſe letzte Hülle nicht auf ihrem Platz. Bei jedem klatschenden Laut hatte er eine Empfindung, als würde an betroffener Stelle ein Stück Haut von ſeinem enthemdeten Sitzfleisch geriffen in langen, zollbreiten Streifen. Vielleicht wars auch eine glühende Eiſenſtange, die auf ſeiner hinteren Polſterung Ballet tanzte.

Es klatzte noch immer.

Und während es klatzte, erinnerte sich Herr Schöfflein plötzlich an seinen einstigen nummerierten Zustand mit Staatspension. Da ging das Klatzen hinter ihm ganz unerwartet nach dem Takt: Rück — fall! Rück — fall! . . .

Das Klatzen hörte noch nicht auf. Herr Schöfflein stöhnte. Um Hilfe schrie er nicht. Es war Marie, die endlich sagte: „Höre doch auf, August! Er hat mir ja noch nichts gethan!“

* * *

Vier Wochen später hielt Marie Hochzeit mit ihrem Bräutigam August Kiebusch. Herr Schöfflein richtete dem jungen Paar ein hübsches Geschäft ein. Alle Welt bewunderte seinen Edelmut Mehr als je ist sein gutes Gerücht unter den Leuten im Zunehmen.

Überlegung.

Lina begann sich anzukleiden. Über den ersten Anfang war sie hinaus. Man durfte sie ansehen, ohne außergewöhnlich zu erröten.

Zu erröten?!

Sawohl! Zu erröten.

Wie ich das meine? Traurig, daß ichs erst sagen soll. Die Andeutung müßte genügen. Auf den niedern Stufen der Entwicklung hat sich die Natur ziemlich anständig benommen. Der keuschen Auster wird das Hemde angeboren. Schellfisch und Pavian haben nichts, wovor das Auge der Unschuld sich senkt. Aber der Mensch!!! . . . Die Haut kann einem schaudern, wenn man dran denkt. Anständiger Weise darf man überhaupt nicht dran denken. Vom sittlichen Standpunkt aus ist der ganze menschliche Körper eine beklagenswert anstößige Glieder Sammlung. . . . Von einem Ende bis zum andern. Giebt's außer Gesicht und Händen vielleicht etwas, das sich unverhüllt zeigen dürfte? Auch diese nicht mal überall. Nur unter den Herdenmenschen, die tagüber ihre

Arbeit haben und abends müde zu Bette gehn. Die Gesellschaft will so was nicht sehen. Sobald ein Ganz-Fabrikmädchen zur Halbwelt aufsteigt, empört sich ihr verfeinertes Sittlichkeitsgefühl gegen bloße Hände und unverhleierte Gesichter. Nur auf den Maskeraden der Wäscherinnen und auf Subskriptionsbällen wird das obere und untere weibliche Drittel von den Gesetzen der Scham dispensiert. Der Hitze halber.

Im übrigen . . . das bloße Vorhandensein des menschlichen Leibes ist ein Schlag ins Gesicht der Wohlanständigkeit. Wer abends zu Bette geht, muß das Licht auspusten, bevor er die Kleider ablegt, damit er sich selber nicht sieht.

Woher das kommt?

Sehr einfach. Auf dem Gipfel der Entwicklung ist der Natur der Witz ausgegangen. Sie war am Ende mit ihrer Kunst. Darum hat die sogenannte Krone der Schöpfung Glieder bekommen . . . Glieder! . . . Lina hätte sich die Augen ausgeschämt, wenn sie hätte glauben müssen, ein junger Mann wüßte, was alles für Glieder sie besaß. Formen sind entstanden, deren Anblick Sünde, deren Entblößung haarsträubende Unsitte ist. Der Mensch erhielt Organe . . . keine gebildete Mutter wird Namen und Gebrauch vor ihrer leiblichen Tochter erwähnen. Das bleibt den Dienstboten überlassen . . . wird im Konversationslexikon nachgeschlagen. Mit einem Wort,

der menschliche Leib ist nicht wert, daß ihn die Sonne bescheint. Ein wahres Glück, daß es Schneider giebt, die das Ärgste in ein einigermaßen sittsames Futteral stecken können! Sonst wäre jedes Tanzfränzchen unmöglich.

Es wird mir immer zweifelhafter, daß die Entstehung der Arten den von Darwin leichtsinnig behaupteten Verlauf genommen haben soll. Umgekehrt ist es gewesen, scheint mir. Der Mensch mit seinem unheiligen Leibe, dessen sich zu schämen er nur in Momenten sittlicher Verirrung vergißt, kann unmöglich die Krone der Schöpfung sein. Glieder, die zu sehen der Anstand, die zu zeigen die Polizei verbietet, wären ein Meisterwerk der Natur? Ein Organismus, dessen Mystorium der aufblühenden Weiblichkeit nur hinter verschlossenen Thüren von zahlungsfähigen Glasköpfen offenbart werden darf, wäre das höchste? Mit nichten! Das mögen Dummere glauben!

Unten steht der Mensch, nicht oben in der Reihe. Er ist der Ausgangspunkt der Entwicklung, keineswegs ihre Krone und Vollendung. Über den Menschen hinaus hat sich das ganze Tierreich entwickelt. Kein Tier braucht zu erröten, wenn man's in seinem Naturzustande sieht. Eine Ausnahme macht nur der Hund. In rückschreitender Metamorphose hat er sich dem Ausgangspunkt bereits so weit genähert, daß hier und dort die Verwandtschaft bemerkbar wird. Die

oberen zehntausend Hunde — eigentlich finds ja die unteren — gehn schon in Hosen spazieren. Der menschliche Körper ist unanständig durch die Bank. Des Sonnenlichts nicht würdig. Darwin hat die Entwicklungsreihe auf den Kopf gestellt. Der Mensch gehört ins letzte Glied. Darum gilt der Hämmling als bessere Species. Die Selbstentmannung durch Botum und Geißel wird zum Verdienst gerechnet. Wer kein Kastrat ist, heuchelt wenigstens bei passender Gelegenheit einer zu sein.

Aus einzelnen hervorragenden Menschen haben sich durch Zuchtwahl die Affen entwickelt. Sie ver-
schmähen es stolz, durch die Sprache etwaige Gedanken zu verbergen. Zottige Pelze verdecken die Unanständigkeit der nackten Haut. So ist es weitergegangen. Glied um Glied formte sich um, ward entwickelt. Was Darwin für Rudimente hielt, sind Anlagen gewesen. Allmählich gelangten sie zur Reife. Die Ursachen zum Erröten wurden eine nach der andern zugedeckt. Stolz trägt der Dchse hinten seinen Schwanz. Die Hörner, beim Mann nur der Frau und einem Duzend Eingeweihter bemerkbar, sind bei den Hirschen hochgetragener Hauptschmuck, dienen der Werthschätzung des Inhabers. Der Höhepunkt der Entwicklung ward endlich erstiegen in der Qualle, deren schlabberige Gliederlosigkeit alle Tanten beiderlei Geschlechts mit Recht als das Ideal wahrer Sittsamkeit verehren.

Ob Lina bald mit dem Ankleiden fertig ist?

Sie befand sich im ersten Stadium der Verhüllung, welche, ganz vollendet, ihr erlauben sollte, sich in anständiger Gesellschaft zu bewegen. Ihren Körper umbauschte jene blütenweiße Leinwand, die ein züchtiges Gemüt nur stockend und mit niedergeschlagenen Augen Hemde nennt. Über den Grund dieser Schämigkeit vor einem Wort giebt es nur Vermutungen. Das Hemd wird auf dem bloßen Leibe getragen. Es ist nicht unmöglich, daß diese Vorstellung zarte Seelen mit Entsetzen erfüllt. Den Augen darf sich das Hemde nur rußfarbig zeigen. In dieser Kulör wirds von hamburgischen Leichenmännern als Obergewand getragen, damit die weibliche Gefolgschaft über die Betrachtung männlicher Beine nicht den teuren Entschlafenen vergißt.

Lina war also . . . hm! . . . im Hemde . . . mit Erlaubnis zu sagen. Weil sie allein mitten in der Stube stand, durfte sie das. Ich für meine Person stehe allerdings keinen Augenblick an, das Hemde für das anständigste aller Kleidungsstücke zu erklären. Maßgebend soll meine Ansicht für niemand sein. Aber Lina war ein klassisches Beispiel für meine Theorie. Soweit es ihre Länge gestattete, floß die weiße Leinwand, frisch gewaschen und gemangelt, schlauchartig nach unten, ohne sich um die Körperformen zu kümmern. Jeder Unterschied zwischen männlichen Gliedern und weiblichen Reizen wurde

durch das wallende Hemde ausgeglichen. Alles war keusche, leinene Einfalt, das Ideal einer wahrhaft sittlichen Gewandung.

Im Hemd zu erscheinen ist nicht schicklich, behaupten die anständigen Leute. Es müssen noch etliche Futterale drüber gezogen werden. Vorwand. Nichtsnutziger Vorwand. Das Hemd in seiner schlichten Gradheit bietet den Augen der Liebe und Lust keine Anknüpfungspunkte, wo sie rastend verweilen können. Das ist es. Darauf läuft es hinaus.

Die keusche Jungfrau versteckt Dinge, deren sie sich angeblich schämt, obwohl sie ihr Freude machen. Aber sie baut aus Watte und Stahl ein Belvedere über der Gegend, wo der Jüngling so gern etwas vermutet. Die Vermutung ist nicht selten das Bedeutendste an der Sache. Die Sittsamkeit verspricht Berge, wo Abgründe gähnen.

Lina strich die Strümpfe glatt. Sie saßen stramm, faltenlos, wie angegossen. Viel zu schade, um unbewundert der nächsten Wäsche entgegen zu wandern. In den obersten Rand biß sich eine Klammer mit blitzenden Blechzähnen fest, die ihrerseits wieder an einem farbigen Gummiband aufgehängt war. Lina haßte die Strumpfbänder. Das gab so häßliche rote Ringe auf den weißen Beinen. Drüber und drunter schwoollen die Adern zu Wulsten und Knoten. Bei einer Freundin hatte sie es gesehn. Brr! Nein! Das sollte kein Mann an ihr finden.

Soweit war die Toilette beendet. Das obere Ende der Strümpfe verschwand unter der herabfallenden Leinwand. Lina hätte nunmehr auf jede Maskerade gehen können, aber sie wollte sich an einer Landpartie beteiligen.

Auf dem Bett lag jenes mystische Ding aus Leinen mit Spitzenbesatz, welches bei den Frauen nur eine kurze, untergeordnete Rolle spielt. Außen getragen gilt es im westlichen Europa als Zeichen der Mannheit. In der Mehrzahl der Fälle ist es nicht nur das wichtigste, sondern auch das einzige Merkmal für männlichen Inhalt. Unbedingt notwendig ist dies Kleidungsstück für Mädchen nicht. Sie ziehn es an, aber sie sprechen nicht gern davon. Es hat so einen eigenartig unkeuschen Beigeschmack, wenn man's mit deutschem Namen nennt.

Lina nahm das faltige Ding zur Hand und blickte zum Fenster hinaus. Die Sonne schien hell und sommerlich warm. In den Zeitungen war beständige Witterung prophezeit. Eigentlich war es nicht nötig, daß sie Hosen . . . Pardon! Nun ist mir das Wort doch herausgefahren. Shocking!

Lina konnte sich Fälle denken, wo dieses Kleidungsstück überflüssig ist. Direkt hinderlich kann's werden. . . . Unter Umständen . . . Sie dachte nach, ob solche Umstände zu befürchten wären. Eigentlich nicht. Sie war schon öfter mit auf Landpartien gewesen. Immer kam sie völlig intakt wieder nach

Hause. Es ging durchaus anständig zu. Sehr sogar. Um deswillen also wars nicht nötig. Auch früher schon war sie manchmal so ohne gegangen. Außerdem war es heiß.

Lina war nicht einig mit sich. Sie wendete das pudige Ding hin und her. Anziehen oder nicht anziehen? Die Sache verdiente überlegt zu werden. Solche Landpartie führt manchmal zu unerwarteten Vorkommnissen. Da war z. B. Herr Florian.

Ein feines Geschäft. Ihr Vater sprach gestern davon, wie flott es ginge. Da käme eine Frau so recht ins warme Nest, hatte er gemeint. Lina wußte nicht genau, ob er sie dabei scharf angesehen, aber sie glaubte es.

Nun ja! O stern war wieder eine Schwester konfirmiert. Jetzt gab es drei erwachsene Mädchen im Hause. Nächstes Jahr kam die vierte dazu. Das war auch noch nicht die letzte.

Lina seufzte. Es giebt leider Eltern, die denken nicht zur rechten Zeit daran, daß Kinder auch versorgt sein wollen. Nachher, wenn sie da sind, ist's zu spät. Das Stöhnen nützt dann nichts. Wenn reichlich Vermögen da ist, mag's noch gehen. Aber in diesem Punkt traute Lina ihrem Vater nicht sehr viel zu.

Gewiß. Alles was recht ist. Er sorgte für sie in Kleidung und auch sonst. Sie hatte wirklich alles aufs beste. Auch Vergnügen. Wirklich. Alles

was recht ist. Aber an Ersparnisse mochte sie nicht glauben. Das sah ihrem Vater gar nicht ähnlich. Leben und leben lassen! Das war sein Lieblingswort. Mit der Mitgift würde es wohl hapern.

Ein Mädchen ohne Geld! Lieber Gott! Die kann lange warten, bis einer kommt. Vina wußte, wie die Männer heutzutage sind.

Sie war die älteste. Schon über zwanzig. Ganz jung ist das nicht mehr. Nun wuchsen die Schwestern heran. Eine nach der andern. Sie mußte Platz machen. Das war nun einmal nicht anders.

Aber wie? Aus dem Hause gehen? Eine Stellung annehmen? Dann konnte sie überhaupt nur einpacken. Pferde verkaufen sich am besten aus dem Stall. Wer nimmt ein Mädchen, das in Stellung gehen muß!? Standesgemäß wollte sie heiraten. Sonst lieber gar nicht. Indessen das „lieber gar nicht“ schien ihr wenig verlockend.

Herr Florian ging auch mit auf die Landpartie. Seine Frau kam ins warme Nest. Ihr Vater hatte es gesagt. Hübsch war er nicht. Eher das Gegenteil. Wie so Mädchen sind, sie lachten manchmal über Herr Florians Worte und Manieren. Vina hatte diese Mode auch mitgemacht. Früher. Aus Dummheit natürlich. Nur aus Dummheit. Wenn man über zwanzig ist, sieht man verschiedene Sachen anders an. Ganz anders. Konnte Herr Florian dafür, daß er ein bißchen plump und nicht sehr geistreich

war? Ein guter Geschäftsmann blieb er deswegen doch. Seine Frau war reichlich versorgt, kam ins warme Nest. Mehr kann keine verlangen. Keine. Ein Mann, der sein gutes Auskommen hat, der Vermögen besitzt, ist ein Ehrenmann. Jede kann stolz drauf sein, wenn er sie nimmt.

Überhaupt . . . Ist nur die Frau danach! Der Mann geht seinen Geschäften nach und überläßt ihr das Hauswesen. Sie richtet sich alles ein, wie's ihr gefällt, wie sie es mag. Das ist die Hauptsache. Ganz gut ist's, wenn sich der Mann nicht in alles mischt, nicht über alles zu reden hat.

Die große Klugheit ist gar nicht von Vorteil. Und gar erst, wenn ein Mann hübsch ist! Das kennt man. Denen traue nur einer! Der Verdienst wird aus dem Hause geschleppt. An Frauenzimmer weggeworfen.

So was that Herr Florian sicher nicht. Der war gut. Der verdiente eine ordentliche, schmutze, nette Frau, die etwas auf ihn hielt. Lina sah in den Spiegel. Die Mädchen hänselten ihn gern. Das mußte ihn kränken. Schüchtern war er. Deshalb sagte er so wenig. Ein Wunder, daß er überhaupt noch mit auf die Landpartie ging. Lina schämte sich. Sie war auch nicht nett zu ihm gewesen. Gar nicht. Aber sie sah ihr Unrecht ein. Sie würde von jetzt ab freundlich zu ihm sein. Ihm Mut machen. Ihre Schwestern wuchsen heran. Es

war an ihr, Platz zu schaffen. Herr Florian hatte ein warmes Nest für seine süße, kleine Frau.

Lina versenkte die Beine in die spitzenumrahmten leinenen Röhren. Der Witterung halber wars nicht nötig. Auch so nicht. Aber es macht einen bessern Eindruck. Vornehmer ist es. Sittsamer. Wenns zufällig einer sieht.

Als sie die Bänder zusammenknotete, war die keusche Einfalt ihrer Erscheinung dahin. Es hauchte sich auf um die Hüften. Hinten hing ein leinenes Schwänzchen, das drinnen keinen Platz gefunden. Gut, daß Herr Florian nicht dabei war.

Lina fuhr fort in ihrer Toilette. Die ausgebreiteten Gewänder wurden einer peinlichen Prüfung unterzogen . . . jeder Saum, jeder Knopf nachgesehen. Sie hatte nur sich und ihre Kleidung. Herr Florian sollte keinen Fehl daran finden.

Ihre Freundinnen würden die Köpfe zusammenstecken. Natürlich . . . Das ist immer so . . . Sie lachten vielleicht. Wer sich darum kümmern wollte! Lacht einer über den Grafen, der eine reiche Südin führt, deren Großvater mit Fellen handelte? Sie ärgern sich alle, weil sie sie nicht selbst gekriegt haben. Wenn eine Ballet-Ratte . . . wer weiß womit . . . sich einen Gutsbesitzer angelt, lacht dann einer? Unsinn! Beneidet wird sie, und wenn er Klumpfüße hat.

Lina war weder reich noch schön. Niedlich war

sie. Deshalb hielt sie sich an das Erreichbare . . . an Herr Florian. Schließlich würden ihre Freundinnen sich ärgern, weil sie nicht selbst so klug waren.

Die Männer haben's gut. In jedem Buch wird ihnen Weisheit gepredigt. Seid vorsichtig in der Wahl eurer Eltern und Schwiegereltern, eurer Freunde und Feinde! Lina war auf sich allein angewiesen. Mußte sich selber raten. Darum untersuchte sie ihre Gewänder, bevor sie dieselben über den Kopf warf. Ein Mädchen kann nicht vorsichtig genug sein in der Wahl ihrer Unterröcke. Besonders vor Landpartien, wo auch ein gewisser Herr Florian mitgeht.

*

*

*

Gegend Abend. Unten am See ein Wirtshaus. Man tanzte darin. In der Nähe ein Berg voll Bäume. Die kahle Spitze eingedrückt wie ein Filzhut.

Plötzlich erschien Lina mit Herr Florian aus der Vertiefung. Kein Mensch wußte, wie sie da hineingeraten waren. Lina hatte gerötete Wangen. Sie blickte rasch um sich, ob sie auch niemand bemerkte. Herr Florian hatte gleichfalls rote Backen. Er schaute rückwärts in die Senkung, wo er herkam. An einer Stelle war das Gras niedergedrückt. Wahrscheinlich hatte dort jemand Mittagsruhe gehalten.

„Bleib noch ein bißchen hier, Lina!“ sagte Herr Florian.

„Nein, nein! Ich ängstige mich zu Tode. Komm rasch! Wir müssen es Muttern sagen.“

„Muttern? . . . Das von eben? . . .“

„Ach Du! Willst Du mal still sein! Daß wir uns heiraten wollen.“

*

*

*

Bei der Abendtafel hielt Lina's Vater eine sehr schöne Rede. Das Redenhalten war seine starke Seite. Zuletzt gab er die Verlobung seiner Tochter mit Herrn Florian bekannt. Da er den nötigen Seft hatte kaltstellen lassen, wurde die Stimmung sehr gehoben.

*

*

*

Lina war schon halb entkleidet, als ihre Mutter zu ihr ins Schlafzimmer trat. Sie sprach erst dies und das, was gänzlich überflüssig war. Dann sah sie ihre Tochter groß an. „Hat es Gile mit der Hochzeit, Lina? Am Nachmittag . . . es kam mir beinahe vor, als . . . na, Ihr seid ja verlobt . . . Sags mir nur! . . Ich kann dann mit Vatern reden.“

Lina senkte züchtig die Augen. „Ich dachte, es wäre am besten so . . . Er ist mir nun sicher . . .“

Ultima ratio virginis.

„Adjüs, Mutter!“

„Susi! Susi! Mädchen lauf doch nicht so! Bertha war hier. Sie suchte Dich.“

„Hat sie ihr Herz erleichtert? Ihr erzählt es mir, wenn ich wiederkomme.“

„So warte doch! Will Herr Liborius Dich freien, Susi?“

„Hat Bertha das gesagt? Die soll ganz still sein. Neidisch ist sie. Jeden Tag paßt sie ihm auf. Und die will reden!“

„Du magst ihn leiden. Ich höre es schon. Mach dem Mann keine Hoffnung, Susi!“

„Ich versteh Euch nicht, Mutter. Ich weiß ja gar nicht, ob er mich haben will.“

„Laß es nicht erst zu einer Frage kommen, Susi! Du weißt, wie Vater ist.“

„Und wenn Herr Liborius mich leiden möchte, was wäre dabei? Giebts einen bessern Mann im ganzen Dorf?“

„So höre doch, Susi! Du bist unsere Einzige.

Du kriegst den Hof. Du kannst bloß einen Bauer brauchen, daß der Hof einen Herrn hat. Eins muß sich ins andere schicken."

"Dann soll sich der Hof nach mir richten! Er hat schon Herrn genug gehabt und kriegt noch viel mehr. Ich bin nur einmal jung. Einen Mann will ich. Für mich."

"Liborius ist bloß ein Lehrer, Susi."

"Bloß? Was heißt das, bloß ein Lehrer?"

"Er hat nichts. Gar nichts hat er als sein bißchen Gehalt und seinen Haselstock."

"Einen Stock hat er nicht mal. Die Kinder sind auch ohnedies artig. Wir können unsere Äcker und Wiesen auch nicht aufessen. Mutter — ich will einen Mann. Grade so einen, wie er ist, will ich haben. Adjüs, Mutter! Ich komme bald wieder."

*

*

*

"Guten Tag, Frau Werbig!"

"Willkommen, Ferdinand! Das ist ja seltener Besuch. Setz Dich ein bißchen! Was bringst denn Du uns Neues?"

"Mit Jochen Werbig hätte ich gern ein paar Worte gesprochen."

"Die Bienen schwärmen. Er ist im Garten. Kann ich es bestellen?"

"Sagen muß ich es ihm selbst. Am Ende legt

Ihr ein gutes Wort für mich ein, wenn ich um Susi freie?"

„Du um Susi?!“

„Nun ja! Ich bin ihr gut.“

„Die Leute sagen doch, Du hältst es mit . . . Na, wirst ja wissen, was sie von Eurer Magd erzählen.“

„Dumme Rederei. Weiter nichts. Mein Bruder ist älter. Ich muß mich irgendwo hineinheiraten. Geld bringt Euch keiner mehr ins Haus. Ihr seht, der Vorteil liegt auf beiden Seiten.“

„Was meint Susi dazu? Hast Du schon mit ihr gesprochen?“

Der Freier war beinahe beleidigt. „Aber Frau Werbig! Das thut doch keiner, der ans Heiraten denkt. Wer eine Frau will, geht erst zum Vater. Bei einer Liebchaft, nun ja, da macht mans anders. Ein Mädchen läßt sich nötigen, eh' sie mit einem geht. Und wenn sie's thut, braucht keiner drum zu wissen.“

„Am Ende erfahren es die Leute doch, so wie von Dir und Eurer Magd.“

„Glaubt doch die Dummheit nicht! Wenn Werbig meint, daß die Verhältnisse zusammenstimmen . . . Susi wird auch nicht ewig Jungfer bleiben wollen.“

„Vielleicht hat sie sich's anders gedacht.“

„Ach so! Ihr meint wegen der Geschichte mit dem Schulmeister. Grade deswegen komme ich. Man

mag doch nicht gern, daß die künftige Frau mit so einem im Gerede ist. Dem Hungerleider traue ich zu, daß er unter Susis Schürze in Euren Hof möchte. Mädchen hören gern glatte Worte. Auch die Klügste vergißt mal, was sie weggiebt, wenn sie sich verschenkt."

"Das hast Du gewiß bei Eurer Magd gemerkt."

"Gott, Frau Werbig! Was soll mir die?! Sie hat doch keinen Hof."

"Vielleicht weiß sie sonst was zu verschenken."

"Geld und Gut muß zusammenkommen. Ruft nur den Bauer! Wir bringens schon in Ordnung."

* * *

Sochen Werbig hörte Ferdinands Werbung mit behaglichem Lächeln an. Dann setzte er sich breitspurig nieder. „Daß Du mir kommen würdest, war nicht schwer zu raten. Dir fehlt ein Hof."

"Und Euch ein Schwiegerjohn."

"Davon kann ich jeden Tag ein Duzend haben. Im Dorfe ist kein zweiter Hof wie meiner."

"Stimmt! Es giebt auch keinen zweiten Schwiegerjohn im Dorf, der Euch zwölftausend Thaler mitbringt wie ich."

"Stimmt auch," sagte Sochen Werbig.

Ferdinand lachte. „Na, seht Ihr wohl! Gleich sind wir überein."

„Noch nicht ganz. Zwei Bauern in einem Hof thut nicht gut. Ich mag noch nicht ins Altenteil.“

Auch der Freier wurde ernst. „Natürlich muß mir alles zugeschrieben werden.“

„Du hörst es ja. Ich habe keine Lust dazu.“

„Na, für so dumm müßt Ihr mich nicht halten, daß ich mit meinem Geld den Knecht bei Euch spielen will!“

Sochen Werbig sah ihn listig an. „Du denkst, zum Knecht bin ich noch gut genug, wenn Dir mein Hof verschrieben ist. — Ich will Dir was sagen. Es schadet nicht, wenn Ihr noch ein paar Jahre wartet. Komm später einmal wieder!“

Ferdinand lachte spöttisch. „Na, das muß wahr sein! Ihr schneidet Euren Willen schön nach Susis Schürze zu.“

Der Bauer brauste auf. „Wahre Deine Zunge! Noch bist Du hier nicht Herr.“

Den Freier focht das nicht an. Er höhnte weiter. „Ich wollt's erst auch nicht glauben. Lügner hieß ich jeden, der mir sagte, daß Sochen Werbig seine Einzige einem Hungerleider giebt. 's wird doch wohl so werden.“

„Einem Hungerleider sagst Du?“

„Na ja! An Eurem eig'nen Tisch frißt er sich durch. Freilich — der nimmt Susi, auch ohne daß sie gleich den Hof bekommt. Da könnt Ihr den Herrn spielen, so lange Ihr mögt.“

Der Bauer ließ die Faust auf den Tisch fallen, daß es knackte. „Liborius und Susi! Das ist puzig. Weißt Du sonst noch was?“

Er lachte dröhnend.

„Ihr thut wahrhaftig, als wüßtet Ihr es nicht. Wäre es nicht deswegen . . . ein Jahr, und wenn es auch zwei sind, verschlägt mir nichts. Aber wenns so weitergeht . . . der Teufel traue einem Mädchen! . . . Wer kann wissen, was noch passiert.“

„Er kriegt sie nicht,“ schrie Sochen Werbig wütend.

„Fragt doch herum! Die Schulkinder gehn Euch schon aus dem Wege, weil Ihr des Haselsteckens Schwiegervater werdet.“

Der Bauer erboßte sich immer mehr, doch Ferdinand ließ sich nicht irre machen. „Was scheltet Ihr mit mir? Kann ich dafür, daß sie den ganzen Tag beisammen sind?“

„Wenn ich Dir sage, er kriegt sie nicht, kriegt er sie nicht,“ brüllte Sochen Werbig ihn an. „Du wirst mein Schwiegersohn. Das ist so sicher, als hättest Du das Abendmahl darauf genommen.“

Der Freier sah sich am Ziel. „Dann laßt mich wissen, wann die Hochzeit ist.“

Sogleich wurde der Bauer ruhiger. „Halt stopp! Das hat noch Zeit. Die Wirtschaft gebe ich nicht aus der Hand. Vorläufig nicht.“

„Meinethalben macht was Ihr wollt. Aber ein richtiger Verspruch muß sein, daß die Geschichte mit

dem Schulmeister zu Ende ist," sagte Ferdinand. „Der Teufel mag so einem trauen.“

Die Bäuerin kam herein. Als Jochen ihrer gewahr wurde, schrie er sie an. „Du, Frau, hast Du gehört, daß Deine Tochter sich mit dem Schulmeister weggeworfen hat?“

„Die Leute reden viel," sagte die Frau. „In ihrem Leben hat sich Susi noch nicht weggeworfen.“

„So!" schrie Jochen Werbig. „Gewußt hast Du's! Gewußt und mir verschwiegen! Da schlage doch das Donnerwetter drein!" Seine Hand fiel dröhnend auf den Tisch.

„Das Fluchen spare Dir, bis wir allein sind!" jagte sie ruhig.

Der Bauer geriet immer mehr in Hize. „Willst Du mir Vorschriften machen? Da sitzt Ferdinand. Sieh ihn Dir an! Er soll Susi haben, so wahr ich Jochen Werbig heiße.“

„Laß ihn doch Susi fragen, ob sie ihn mag!"

„Mag? Mag? Ob ihn das Mädchen mag?" schrie der Bauer. „Das ist für andre Leute gut genug. In meinem Hause kommt der Freier zu mir. Es müßte mit dem Teufel zugehn, wenn ich ihr das Mögen nicht beibringe.“

Die Frau zuckte die Achsel. „Der Teufel wird Dich dabei am wenigsten stören.“

Sechs Augen richteten sich nach der Thür. Susi trat herein.

„Da ist sie ja,“ sagte Töchen Werbig. „Komm her, Susi! Gieb Ferdinand die Hand! Er ist Dein Bräutigam.“

„Mein Bräutigam? Der!?“

„Du hörst es doch. Ich habe ihn Dir ausgesucht.“

Susi sah ihren Vater groß an. „Wer mich haben will, soll sich bei mir melden. Gefällt er mir, dann nehme ich ihn. Sonst nicht.“

Die Stirn des Bauern färbte sich rot. „Wenn ich Dir sage, Ferdinand wird Dein Mann, so nimmst Du ihn. Weiter hast Du dabei nichts zu thun.“

Mit einer Kopfbewegung deutete Susi auf den Freier. „Den? Keine Dienstmagd nimmt einen Menschen, den sie nicht ausstehn kann. Weshalb läuft er zu Euch? Er denkt, Ihr sollt mich zwingen. Aber er irrt sich. Die Kuh bringt man am Strick zum Stier. Ich bin Eure Tochter . . .“

„Darum befehle ich Dir, gieb Ferdinand die Hand!“

„In meinem Leben nicht.“

„Ich weiß, wer Dir den Kopf verdreht. Das Bürschchen kauf ich mir.“

„Weshalb ist der da“ — Susis Augen deuteten auf Ferdinand — „so erpicht auf mich? Er hat sein Teil. Im Dorf weiß jeder, was bei seines Vaters Magd die Glocke geschlagen hat. Was aus mir wird, das ist ihm ganz egal. Auf mich kommt's ihm gar nicht an. Mich nimmt er bloß so mit, weil ihm der Hof in die Augen sticht.“

„Er bekommt ihn auch. Kannst Dich drauf verlassen,“ sagte Sochen Werbig.

„So nehmt sein Geld, wenn Ihr verkaufen wollt! Ich gehöre nicht zum Wirtschafts-Inventar.“

„Susi! Susi!“ rief die Bäuerin. „Mußt nicht so harte Worte sprechen, Kind!“

„Als ob's dem Kummer machte, was ich sage,“ versetzte Susi mit funkelnden Augen. „Ein anderer wäre schon vor Scham davon gelaufen. Die Habsucht hat ihm das Gewissen aufgefressen. Er thut, als gingen meine Worte ihn gar nichts an. Mit glatter Stirn steht er dabei und lacht. Genug von ihm! Übergenug! Wenn er nicht geht, geh ich.“

Hoch aufgerichtet schritt sie aus der Thür.

Frau Werbig suchte zu vermitteln. „Du bist zu hitzig, Sochen. Laß ihr Zeit!“

Wütend schrie er sie an. „Laß mich in Ruhe, Weib, mit Deinen Reden! Denkt Ihr, das Alter hat mich morsch gemacht? Auf der Nase spielen will mir das unreife Ding! Warte! Noch bin ich Herr im Hause. Sie soll mich kennen lernen.“

Ferdinand fühlte, daß er im Augenblick nichts mehr werden konnte. „Es bleibt dabei. Ich habe Euer Wort,“ sagte er.

„Verlaß Dich drauf!“ rief der Bauer. „Das Mädchen ist Dir sicher, als wäre sie Dir heute angetraut.“

„Na denn adjüs, Sochen Werbig! Adjüs auch, Frau!“ Damit ging er.

Die Bäuerin blickte ihm nach, bis er verschwunden war. „Dem willst Du sie geben, Töchen! Der hat ja kein Gefühl.“

„Wozu braucht er Gefühl? Geld bringt er mit. Gefühle tragen keine Zinsen.“

„Doch!“ rief Susis Mutter eifrig. „Sind helle Augen und Glück und Frieden gar nichts wert?“

„Die kommen ganz von selbst, ist der Kasten hübsch voll.“

„Töchen! Wir haben nur die Eine. Von Herrn Liborius weiß keiner etwas Schlechtes.“

Der Bauer wollte auffahren, aber sie sprach schnell und beschwichtigend weiter. „Sei still! Von ihm will ich nicht reden. Die Hacken läuft sich Bertha nach ihm ab.“

„So mag sie ihn doch in drei Teufels Namen freien.“

„Er hält an Susi fest.“

„Kunststück! Sie wiegt auch schwerer.“

„Alle sagen, daß Ferdinand es mit seines Vaters Magd hält. Soll Deine Tochter in der zweiten Lauge waschen?“

„Ach was! Ein Mädchen hatte jeder vor der Frau.“

Die Bäuerin gab noch nicht nach. Schmeichelnd legte sie die Hand auf Werbig's Arm. „Du bist auch einmal jung gewesen. Wenn zwei sich mögen, und sie dürfen es sich sagen, wie süß ist das! Wie

schön ist dann die Welt! Hast Du das alles schon vergessen, Sochen?"

Unwirsch machte er sich von ihrer Hand frei. „Du warst die reichste Bauerntochter zehn Meilen in der Runde.“

„Und deshalb? . . .“

„Sawohl! Deshalb! . . .“

„Nur deshalb, Sochen? . . .“

„Du warst auch schmuck dabei. Das hat mir Spaß gemacht.“

„Und was Du mir gesagt hast, damals, als wir jung? . . . An manchem stillen Abend. . . . Als Du mich haben wolltest, bevor der Pastor uns zusammengab. . . . Als ich Dir abschlug, was ich selber wünschte . . . ach so sehr! . . . Als Du immer wieder quältest, thu es doch . . . Als ich dann . . .“

„Das alles wird Ferdinand dem Mädchen auch erzählen. Sie wird ihm glauben, wie Du mir geglaubt. Dann klopft ihr Herz genau wie Deins. Sie wird die reichste Frau im Dorf wie Du.“

„Das magst Du mir sagen, Sochen!“ Weinend verhüllte die Bäuerin ihr Gesicht.

„Weshalb heulst Du?“ fuhr er sie an. „Bist fünf- undzwanzig Jahre gesund und vergnügt dabei gewesen, wirst jetzt auch nicht sterben. Marsch! Hole das Mädchen, daß ich ihr den Kopf zurechtsetzen kann!“

„Sochen! Sei doch kein Unmenschen!“

„Hast Du verstanden! Hole sie! Sofort!“

Frau Werbig ging schluchzend hinaus. Nach einigen Minuten trat Susi in die Thür.

„Wo kommst Du her?“ herrschte ihr Vater sie an.

„Von Friedrich.“

„Wer ist Friedrich? Ich kenne keinen Friedrich.“

„Von Herrn Liborius.“

„Daß Du des Hungerleiders Haus nicht mehr betrittst!“

„Friedrich ist mein Bräutigam. Ich habe mich mit ihm verlobt.“

„Ferdinand wird Dein Mann.“

„Nein, Friedrich!“

Sochen Werbig erhob die Faust. „Wirst Du Dich fügen!“

Erbleichend trat Susi einen Schritt zurück. „Versündigt Euch nicht, Vater! Ihr dürft mich nicht schlagen. Setzt nicht mehr.“

„Ich zwinge Dich. Du mußt.“

„Wie wollt Ihr das machen, Vater?“

„Du denkst, als Einzige darfst Du mir trotzen. Nicht einen roten Pfennig laß ich Dir.“

„Wir werden auch ohne den Hof nicht hungern.“

Der Bauer lachte höhniisch. „Die lumpigen paar Groschen, die er sich mit dem Haselstock verdient, sind auch ohne Dich in seiner Tasche nicht warm geworden. Damit wird er allein fertig.“

„Ich kann arbeiten. Es wird schon reichen.“

„Sawohl! Du denkst, daß Deine Mutter Dir das Haus voll Lebensmittel trägt. Und wenn das kleine Geld nicht reicht, dann bettelst Du bei mir. Daraus wird nichts. In dieser Welt nicht.“

Susi nahm schmeichelnd seine Hand. „Vater, seid gut zu mir!“

„Nimm Ferdinand! Dann hast Du alles.“

„Ich kann nicht leben ohne Friedrich.“

„Versuchs! Nimm Ferdinand! Bevor ein Jahr vergeht, wirst Du es lernen.“

„Es ist mein Glück, um das ich Euch bitte. Gebt es mir, Vater!“

„Beim Pferdehandel braucht einer Glück. Beim Kartenspiel hat mans manchmal. Du erbst ein Bauerngut, wirst eines reichen Bauers Frau. Ich wüßte nicht, was für Glück Dir sonst noch nötig wäre.“

„Friedrich, Vater! Glaubst es mir doch!“

*

*

*

Dämmerung.

Friedrich Liborius saß im Wohnzimmer. Den Kopf stützte er in die Hand. Er dachte an Susi. Seine Hoffnung, daß Jochen Werbig nachgeben werde, war nicht groß.

Ein leises Knacken an der Thür ließ ihn aufblicken. Susi war unhörbar eingetreten. Hinter sich drehte sie den Schlüssel um.

Sie saß an seiner Seite im Sofa. „Kannst Du von mir lassen, Friedrich?“

„Niemals, Susi, wenn Du mir treu bleibst.“

„Ich kann nicht leben ohne Dich, Friedrich. Mit Dir will ich leben. Glückliche sein. . . . Hast Du mich gern, Friedrich?“

„Ach, Susi! Wie fragst Du!“

Sie zog sein Haupt an ihre Brust. „Ich habe Dich auch lieb, Friedrich . . . ach so lieb . . . so lieb . . . ich weiß gar nicht wie lieb . . . Alles kann ich für Dich . . . alles . . . Ich will mit Dir leben . . . Dein Weib . . .“

„Susi! . . .“

Ihre Arme schlossen sich um ihn. „Friedrich! . . .“

„Mein Lieb! Meine süße Susi! . . .“

Tiefe Dämmerung.

* * *

„Was soll ich nun machen, Herr Pastor? Was soll ich bloß thun?“

„Was Sie gleich hätten thun müssen, Werbig. Geben Sie sie ihm, dann hat das Uergerniß ein Ende. Es bleibt Ihnen gar nichts weiter übrig. Oder soll Ihr Tochterkind ohne Vater durch die Welt laufen?“

„Meine Einzige! Mein ganzer Stolz! Und nun beträgt sie sich so! Wenns unter die Leute kommt,

ich überleb's nicht." Sochen Werbig weinte zwei richtige Thränen.

„Ja, das hätten Sie vorher bedenken müssen. Wie der Baum, so die Frucht. Nach Ihrem Trauschein ist Susi auch einen Monat zu alt. Nun richten Sie ihr schnell die Hochzeit aus! Vielleicht geht's jetzt noch mit dem Kranz. Wenns nachher zu früh Taufe giebt, läßt sichs nicht mehr ändern. In einer Bauernfamilie sollte so etwas nicht vorkommen.“

„Meine Einzige! Mein Stolz!“ weinte Sochen Werbig.

„Lassen Sie sie Hochzeit geben! So schnell wie möglich Hochzeit! Weiter weiß ich keinen Rat.“

„Aber er kommt ja gar nicht und fragt um sie an, der Schuft. Soll ich hinterher laufen und sie ihm anbieten! Am Ende denkt er, ich bin froh, daß er sie mir abnimmt. Jetzt. Nachdem er sie ruiniert hat.“

„Ach so!“ sagte der Pastor. „Na, warten Sie! Ich ziehe einen andern Rock an. Muß ihm ohnehin den Kopf waschen, dem saubern Patron. Sie gehn indes nach Hause und bereiten alles zur Verlobung vor. Ich bringe ihn mit. Aber keinen Krach machen nachher! Verstehn Sie? Keinen Krach, Werbig! Und in ein paar Wochen ist Hochzeit. Sonst wirds nichts mit dem Kranz. Will ein Auge ausdrücken, weil Sie's sind. — So, nun gehn Sie!

Ich bringe Ihnen Liborius. — Und grüßen Sie
Susi. Wär' mir nicht lieb, so was von ihr zu
hören. Solche Dinge. Wäre mir gar nicht lieb.
Durchaus nicht."

Trägts nicht länger mehr.

Schneiderin war Alma. Sechs und dreißig Jahre. Vermutlich fehlte es ihr nicht an mancherlei körperlichen Reizen. Gesehn hatte sie keiner. Sicher vorhanden war gute Mittelgröße. Dazu langes, wunderschönes, aschblondes Haar. In der Leibesmitte jene Beschränkung des eigenen Selbst, die eben so gut eine schlanke Taille wie ein enges Korsett bedeuten kann. Darüber und darunter Ausbuchtungen für hervorragend Weibliches. Glaubensartifel, garniert mit allem Reiz der jeweilig neuesten Modebilder. Ob den Andeutungen Thatfachen entsprachen? Du lieber Gott, wer die Nuß knackt, findet den Kern. Für Alma hatte sich noch kein Nußknacker gefunden. Trotz ihrer sechs und dreißig Jahre saßen die Schalen fest auf einander.

Ich weiß nicht, was es dabei zu lachen giebt. Zu erotischen Leibesübungen gehört Gelegenheit und freie Zeit. Daran fehlte es Alma. Wo in aller Welt soll ein eingesperrter Storch die Kinderchen hernehmen?

Theorie natürlich. Alma war Schneiderin. Wenn die Kundschaft zur Anprobe zu ihr kam, sah sie vieles, was gar nicht da war. Sehr viel. Ist der Hügel im Garten zu klein, karrt der Gärtner Sand drauf. Alma verstand ihr Geschäft. Kleider machen Leute, aber die Kleider machte Alma. Was die Kundinnen nicht mit in die neuen Kostüme hineinnahmen, fanden sie bereits darin vor. Bei der Anprobe sind die Damen gesprächig. So erfuhr Alma das Nötige über Nutzen und Gebrauch der Dinge, die monumental zu gestalten Aufgabe ihrer waltierenden Hand blieb.

Also Theorie, die hatte Alma. Aber in der Praxis, da haperte es. Weder abends im taufrischen Grase, noch im Dunkeln auf dem Treppenabsatz war sie jemals gefallen. Sie wußte, wo der Baum der Erkenntnis rauscht. Ein Privatissimum unter seinen Zweigen . . . nicht rührt an.

Ob es Alma an Lust fehlte? Gott bewahre! Warum soll eine Schneiderin anders geartet sein als die übrigen Auch=Jungfrauen? Sie war nicht blödsinnig. Im Gegenteil, ein ganz kluges Mädchen war sie. Sie kannte ihre Anlagen ganz genau. Mit Wonne hätte sie davon Gebrauch gemacht bei passender Gelegenheit. Aber da lag es. Weil sie noch gutherziger als klug war, durfte sie weder Kasino= noch Rutscherbälle besuchen. Die häuslichen Verhältnisse brachten das so mit sich.

Da war erstens Almas Vater, Herr Braack. Ein würdiger Mann. Groß. Schneeweißes, kurzgeschorenes Haar. Es fehlte noch feins. Er sagte das oft. Rundes, rotes Gesicht ohne Bart. Embonpoint . . . aber wirklich sehr stattlich. Und vor allen Dingen die Haltung! Ohne Scherz. Es lag etwas Imponierendes in der Art, wie Herr Braack sich trug. Das datierte noch aus der Zeit, als sein Name auf der Liste zur Stadtratswahl stand. In allen Kommunalvereinen hieß es: „Wählt Braack!“ Öffentliche Versammlungen wurden gehalten mit dem Kriegsruß: „Wählt Braack!“

Als Almas Vater zum ersten Mal auf der Rednertribüne erschien, zeigten sich die Anfänge der erwähnten großartigen Haltung. Nach Schluß seiner Ansprache schrie wieder alles: „Wählt Braack!“ Das gab seinem Rückgrat einen weiteren Zug ins Erhabene. Er hatte es beibehalten.

An dem Ergebnis der Wahl bestand kein Zweifel. Herr Braack begann mehr und mehr seine stadträtliche Begabung zu fühlen. Hinfort wollte er nur noch im Interesse seiner Mitbürger thätig sein. Nichts sollte ihm dabei hinderlich sein. Mit Hülfe des Konfursverwalters zog er sich so schnell als möglich von seinem Privatgeschäft zurück.

Da zeigte sich wieder einmal der Undank der Welt. Statt ihren Mitbürger zu bewundern, der sein Privatinteresse auf dem Altar der Bürgerpflicht

opferte, strichen die Wähler seinen Namen von der Kandidatenliste. So fand sich Herr Braack eines schönen Morgens ohne Geschäft und ohne Mandat.

Die Bewunderung seiner Familie blieb ihm erhalten, das war sein Trost. Die Seinigen wußten das Opfer zu schätzen, welches er gebracht hatte. Besonders fühlte Alma einen grenzenlosen Respekt vor der Würde, die ihr Vater beinahe erlangt hätte. Der ganzen Welt zum Trotz nannte sie ihn hinfort nur noch „Herr Stadtrat.“ Waren die Leute zu dumm, Herr Braacks Größe zu begreifen, seine Tochter Alma verstand ihn. Ihre Bewunderung genügte Herr Braack vollkommen. Er bewahrte die Würde seines Rückgrats und trug sich wie ein Oberbürgermeister.

Nach dem Strich, den sein Name auf der Kandidatenliste erfuhr, wurde Herr Braack blind. Vielleicht half ein geheimer Kummer dabei mit. Das wäre thöricht gewesen. Die Schlußrechnung des Konkursverwalters wies deutlich nach, daß jeder Gläubiger drei Prozent seiner Forderung erhielt. Das war ein außerordentlich günstiges Resultat. Wer bedenkt, daß der Konkursverwalter leicht mit viel weniger Vorteil für die Gläubiger hätte abschließen können, sieht leicht ein, wie wenig Grund Herr Braack hatte, sich dieserhalb die Augen auszuweinen.

Die Blindheit kam doch über ihn. Es war

keine banale Blindheit, zu der jeder gewöhnliche Mensch kommen kann. Bei groß angelegten Naturen vollzieht sich alles in besonderen Formen. Plötzlich, ohne Vorzeichen, sozusagen aus der Luft flog es Herr Braack an. Eines Morgens stand er auf und war blind. Konnte nicht sehen. Das heißt, das Licht sah Herr Braack noch. Weiter nichts. Über die Größe der sichtbaren Lichtportionen ließ sich Herr Braack weiter nicht aus. Er war eben blind.

Der Doktor kam. Er suchte lange. Schüttelte oft den Kopf. Die Blindheit fand er nicht. Auch keinen Grund dazu. Die Augen zeigten nicht die geringste Veränderung. So ein Fall war dem Doktor noch nicht vorgekommen.

Konnte Herr Braack dafür? Er mußte doch am besten wissen, was ihm fehlte. Der Doktor gestand ja selbst seine Dummheit ein. Herr Braack verzichtete darauf, sich von Ignoranten behandeln zu lassen. Blind war er. Blind blieb er.

Ein blinder Mann kann sich nicht ernähren, selbst wenn er das Licht noch sieht. Ein Geschäft hatte Herr Braack nicht mehr. Sollte er betteln? Ein Mann, der beinahe Stadtrat geworden wäre! Eigentlich war er es schon. Auf die paar Formalitäten, die dran fehlten, kam es am Ende nicht an. Betteln konnte Herr Braack nicht. Das durfte er nicht. Alma hätte das niemals zugegeben. Da er sich nicht selbst ernähren konnte, und da Frau Braack

mit seiner Wartung hinreichend beschäftigt war, fiel die Sorge für die Familie auf Alma. Ganz naturgemäß.

Alma lernte schneiden. Arbeitete von morgens bis nachts. Niemals hätte sie geduldet, daß der Herr Stadtrat seine Bedürfnisse um ein Loch zurücksteckte. Er trank kein Bier. Als er noch nicht blind war, genoß er nur Wein. „Poltschen“ trank man damals. Der bekam gut, und der Mensch blieb bei Verstande, wie der Herr Stadtrat sagte. Alma nähte so fleißig, daß auch „Poltscher“ dabei herauskam.

Jeden Morgen führte Frau Braack den Herrn Stadtrat ins Freie. Im Stadtpark gab es Bänke genug. Dort blieb Almas Vater bis zum Mittag. Konnte er die Welt nicht sehen, mußte er wenigstens etwas davon hören. Das war nur billig. Auch die frische Luft that ihm gut.

Im Stadtpark pflegten sich junge und alte Damen zu ergehen. Der blinde Mann mit den dichten, weißen Haaren und der imponierenden Haltung erregte bald Aufsehen. Seine tastenden Bewegungen weckten den Mut zu Hilfsleistungen. Bald hatte Herr Braack einen großen Kreis junger Freundinnen, die ihm gern den Arm boten, wenn er etwas Bewegung haben wollte. Sie plauderten und lachten mit ihm. Erleichterten ihm sein Geschick auf jede Weise. Gabs einen hinuntergerutschten Strumpf in die Höhe zu ziehen, vor Herrn Braack brauchte sich

die keuscheste Seele nicht zu genießen. Er war ja blind, der arme Mann. Auch vermied er, darüber zu reden, daß er das Licht noch sah, und welcher Art dieses Licht war.

Da gaben sich denn die jungen Damen in harmloser Natürlichkeit. Sie bewunderten Herr Braacks Augen, die trotz aller Blindheit so klar waren, daß selbst ein Doktor kein Fehl dran fand. Sie freuten sich über seine launigen Worte. Herr Braack war witzig und sprach gut. Die Blindheit hatte seinen Humor nicht zu trüben vermocht.

Oft erzählte Herr Braack seinen hübschen Zuhörerinnen, wie Alma sich für ihn plagen mußte. Er bedauerte sein armes Kind, das niemals ins Freie kam. Die jungen Mädchen wurden gerührt. Sie wurden allesamt Almas Kundinnen.

Das Geschäft blühte. Alma mußte sich Gehülffinnen nehmen. Der „Polische“ floß wieder reichlich für Herr Braack. Alma sah vollkommen ein, daß ihr Vater eigentlich das Geschäft machte. Trotz seiner Blindheit. Herr Braack wurde in Haltung und Embonpoint immer stattlicher.

Zum Mittag wurde der Herr Stadtrat nach Hause geholt. Das gehörte zu den Obliegenheiten seiner Frau. Nach dem Essen blieb er daheim. Dann kamen Almas Kundinnen. Sie unterhielten sich gern mit ihm. Vor dem blinden Mann brauchte man sich beim Anproben gar nicht zu genießen.

Alma schneiderte Tag ein, Tag aus. Wurde sechs und dreißig Jahre und blieb trotzdem eine ungeknackte Nuß. Dafür sorgte ihre Mutter. Wenn Alma heiratete, hätte ihr Mann am Ende ein Wort mitreden wollen. Das idyllische Familienleben erhielt dann einen Stoß. Es gab jetzt nur einen Herrn im Hause, Herr Braack. An der Würde der Hausfrau trug Almas Mutter noch nicht zu schwer.

Sie empfing die Besucher an der Thür. Nahm dem Postboten die Briefe ab. Las alles durch, was Almas Adresse trug. Kein rendez-vous. Alma mußte genau berichten, wo sie gewesen, mit wem sie gesprochen. Bei erster Gelegenheit wurden die betreffenden Personen ausgefragt, ob sich auch alles so verhielt. Ob Alma es sich anders wünschte, kam gar nicht in Betracht. Den Haus Schlüssel bekam sie niemals. Sie wurde behandelt wie ein Baby, dem man die Versuchung ersparen muß. Und deshalb, ich wiederhole es, war Alma mit sechs und dreißig Jahren eine ungeknackte Nuß. Die Propädeutik der Ehe lag für sie in den böhmischen Dörfern. Nicht einmal ein Vorpostengefecht hatte sie erleben dürfen. Nun gar ein ernster Fall! Keine Ahnung! Alma war ein Baby, das ans Heiraten gar noch nicht denken durfte. Herr Braack sagte das. Frau Braack sagte das. Wer sollte es besser wissen als die maßgebenden Eltern?

*

*

*

Alma konnte nicht schlafen. Für den nächsten Tag war sie zu einer Landpartie eingeladen. Von einer Kundin. Frau Braack hatte nicht nein sagen dürfen.

Fahren! . . . Ins Grüne! . . . Stundenlang im Kremsler sitzen! So etwas war noch gar nicht dagewesen. Alma schlief nicht aus Angst, die Zeit zu verschlafen.

Plötzlich richtete sie sich auf im Bett. Sie hatte ein Geräusch gehört. Ein leises, schlürfendes Geräusch. Jemand schlich vorsichtig durchs Nebenzimmer.

Diebe! Das war Almas erster Gedanke.

Ihr Vater blind. Die Mutter alt. Was thun? Sie horchte.

Ein eigentümlicher Laut schlug an ihr Ohr. Grade als wenn der Kork aus dem Hals der Flasche mit „Polischen“ gezogen wird.

Was war das?

Alma sprang aus dem Bett. Die Neugier überwog plötzlich die Furcht. Leise öffnete sie die Verbindungsthür. Blicke durch den schmalen Spalt.

Vor dem Schrank mit „Polischen“ stand der Herr Stadtrat im Hemde. In einer Hand hielt er das gefüllte Weinglas, in der andern ein brennendes Licht!

Der blinde Mann . . . Licht!

Alma war starr.

Der Herr Stadtrat brachte das Glas zwischen

seine Augen und die Flamme. Schaute prüfend hindurch. Sein würdiges Haupt nickte befriedigt. Mit sichtlichem Behagen ließ er den funkelnden Wein über die Zunge laufen. Bis zum Tropfen. Er schwenkte das Glas aus und hielt es noch einmal gegen das Licht.

Wie ein Spuß war alles verschwunden.

Alma lag im Bette und dachte . . . dachte . . . Seit zehn Jahren! Ihre ganze Jugend hatte sie deswegen geopfert . . .

Ein feines Rot stieg in ihre Wangen. Beinahe jugendlich sah sie aus. Leben! . . . Leben! . . .

Sie war ja erst sechs und dreißig Jahre.

*

*

*

Ein wunderschöner Tag im Jahr. Sommer überall.

Wir hatten gut gefrühstückt. Im Kremsier ging es weiter.

Alma und ich waren die einzigen Chelosen von der Partie. Sie saß mir gegenüber im Wagen. Die Kniee berührten sich. Almas Augen verließen mich keine Sekunde. Wie eine Rose sah sie aus. Nachblüte. Über Nacht war sie gekommen.

Der Wagen rüttelte und hüpfte. Überall Sommer. Immer weiter! Hinein in den Wald!

Plötzlich wurde Alma blaß. Sie hatte beim Frühstück ein paar Gläser Wein getrunken. Von

den guten Dingen reichlich gegessen. Sie vertrug das Fahren nicht.

Ich stieg mit ihr aus.

„Fahrt zu! Wir nehmen den Richtweg durchs Holz.“

Der Krenser verschwand.

Wie war es heimlich unter den Bäumen! In den Büschen piepsten Vögel. Wir gingen hindurch. Allein. Ganz allein. Und so heimlich wars unter den Bäumen!

Alma hing an meinem Arm. Sie preßte ihn fest gegen ihre Brust. Ihre Augen schauten unverwandt zu mir auf. Feucht. Bittend. Ihre Wange berührte meine Schulter.

Ich drückte die zuckenden Finger. „Alma!“

Ihre Brust wogte stürmisch. „Die Welt ist so schön! . . . Laß uns ein wenig ruhen im Schatten! . . . Ich feiere Geburtstag heut . . . Ich . . . ich . . . ich weiß nicht, was ich will . . . Ich bin alt genug . . .“

* * *

„Ist das Seligkeit?“

* * *

„Aber Mädchen, wo bleibst Du so lange!“ schalt Frau Braack.

Alma sah ihr ruhig in die Augen. „Ich bin

alt genug, um zu wissen, wann ich nach Hause gehe. Sorge lieber für Vater! Für mich ist die Komödie aus!"

„Komödie!?“

„Es kann leicht ein Unglück geben, wenn blinde Leute bei nachtschlafender Zeit mit Licht durchs Haus gehen.“

Kreuzweise.

Zwei Dinge schätzte Frau August Hecht Ww., und das dritte war ihr wert. Den Glanz ihrer unbefleckten Witwenschaft trübte kein Stäubchen. Die Schankgerechtigkeit ihres Hauses ließ sie nicht auffliegen, obgleich sie nichts einbrachte. Den Titel als aller Welt Tante honorierte sie den Nachbarfindern mit Bonbons, den dazugehörigen Müttern mit Steckrüben oder Rosenkohl von ihrem Felde, je nach der Jahreszeit.

Auf ihren Ruf als ehrsame Witib ließ Tante Hecht nichts kommen. Sie schonte ihn, wie brave Frauen ihr bestes Kleid in acht nehmen. Es giebt so leicht Fettspritzer. Oder ein tölpelhafter Mensch gießt bei Tische Wein über die Seide. Wer leichtsinnig sein wollte, hätte bald nichts Gutes mehr anzuziehen. Vorsichtige Frauen nehmen deshalb den Kleiderrock hoch auf, wo er in Gefahr kommen kann. Oder sie breiten ein Taschentuch über den Schoß. Das fängt alles auf. Man sieht keine Flecke.

Frau August Hecht Ww. hatte glücklicherweise ihren Tantentitel und die Schankkonzession.

Schlechte Menschen giebt es überall. Als ob eine Witwe nicht für sich allein fertig werden könnte! Auch ohne Mann. Tante Hecht kannte die Welt. Die Leute beurteilen gern jeden nach sich selbst. An Treue glaubt keiner. Nicht einmal bei Lebzeiten des alten Mannes. Über das Grab hinaus natürlich noch viel weniger.

„Sie ist an das Verheiratetsein gewöhnt,“ sagt der eine.

„Die Katze läßt das Mausen nicht,“ orakelt der zweite.

So dumme Redensarten giebt es noch mehr. Wird der Name einer jungen Witwe genannt, gleich spitzen Hans und Peter die langen Ohren. Sie hoffen etwas Pikantes zu hören. So etwas, das nicht gerade herausgesagt wird. Es schimmert bloß durch. Wer erzählt, der zwinkert mit den Augen, daß ja jeder merkt, das dickste Ende soll man sich denken.

Frau August Hecht Ww. wußte das natürlich nicht erst seit Tags vorher. Wer die für dumm kaufen wollte, kam überhaupt nicht auf seine Kosten. Sie freute sich königlich, als die Nachbarfinder anfangen „Tante Hecht“ zu sagen. Den Kindern sprachen es die Mütter nach. Die Gevattern bildeten sich etwas darauf ein, als sie auch „Tante Hecht“ sagen durften.

Und ich erst! Oder gar Kollege Hagen, der ihrer Tochter die Kur schnitt! Ella Hecht zählte allerdings kaum achtzehn, aber das machte nichts. Zeitiges Frühjahr verspricht einen guten Herbst. Tante Hecht war nicht älter gewesen, damals, als ihr Ella die Gestalt eines bevorstehenden Familienereignisses gab.

Frau August Hecht Ww. war also Adoptivtante der ganzen Straße. Ihr blankes Witwenschild hielt sich gut in dieser Verpackung. So eine Tante hat etwas Respektables an sich. Als halbe Mutter kann sie passieren. Am Tantentitel findet die schnüffeligste Nase nichts Anrüchiges. Alle Welt vergaß darüber, daß Tante Hecht eigentlich noch viel zu jung war für die Dürre der Witwenschaft.

Mir fiel Derartiges natürlich am wenigsten ein. Meine Vorstellungen vom ehelichen Stande waren überhaupt sehr unvollkommen, damals, am Anfang dieser Geschichte.

Tante Hecht wollte keinen zweiten Mann. Die beiden Kinder waren da, Ella und ihr jüngerer Bruder. Das gab nur Zank und Streit nachher . . . wenn etwa . . . man konnte es doch nicht wissen. Sechs und dreißig ist kein Alter. „Meine Frau hat im vierzigsten Jahr ihren letzten Sohn gezeugt,“ pflegte der alte Fröhling zu sagen. Die Männer denken, es geht gar nicht anders. Sie legen es gradezu drauf an. Bei ihren Frauen selbstredend. Sonst nicht.

Nein! Heiraten, das war nichts mehr für Tante Hecht. Wozu überhaupt? Sie hatte zu leben . . . Gut zu leben. Die Ackerwirtschaft besorgte so eine Art Hausmeier. Mit dem Bierauschank und der Kuponschere wurde sie allein fertig. Also weshalb noch einmal heiraten? Sie lebte so viel ruhiger. Keiner hatte ihr etwas zu jagen.

Außerdem . . . die Hauptsache lag noch tiefer.

Als August Hecht selig verstarb — es war schon ein paar Jahre her — hinterließ er seiner Frau alles ohne Einschränkung. Dafür hatte sie ihm auf dem Sterbebette ewige Witwenchaft angelobt. Tante Hecht erzählte es oft. Es war rührend anzuhören. Weshalb sollte so etwas nicht möglich sein? Ich war fest davon überzeugt. Kollege Hagen auch. Ihm war es sehr angenehm, weil er Ella heiraten wollte. Wenn Tante Hecht einen zweiten Mann nahm . . . man konnte wirklich nicht wissen . . . sie hatte noch so feurige Augen. Blieb sie ledig, so ließ sich ziemlich genau berechnen, wie viel dermaleinst auf jedes Kind fallen mußte. Kollege Hagen hatte Nummer eins im Rechnen.

Die ganze Straße wußte um das Gelöbniß am Sterbebette. Ich behaupte keineswegs, daß Tante Hecht die Geschichte nur erfunden hatte. Es war der reine Zufall, wenn ihre fleckenlose Ehrbarkeit davon profitierte. Wahr ist es ja, ihre Witwenchaft erhielt durch den Vorfall etwas feierlich Unantast-

bares. So eine Art Heiligenchein. Keiner durfte sich etwa Einbildungen machen, wenn sie freundlich zu ihm war. Keiner hatte das Recht, häßliche Redensarten in Umlauf zu bringen, wenn sie einem andern zulächelte. Sie war Tante und eingeschworene Witwe. Da schlägt sich die Verläumdung auf den Mund und macht einen hochachtungsvollen Knix.

Tante Hecht haßte die Männer nicht. O nein! Nur heiraten wollte sie keinen mehr. Sie schätzte die Männer sogar hoch. Viel höher als Frauen. Besonders Kraftnaturen, die immer ihren Willen durchsetzen. Solche wie damals in den Marlittschen Romanen ihr wortfarges Wesen trieben. Solche, bei deren Blicken das bewußte Weib — Tante Hecht jagte „der geliebte Gegenstand“ — eine wollüstige Gänsehaut auf dem Rücken fühlt.

Tante Hecht liebte philosophische Gespräche. Gerade aus diesem Grunde fand sie an der Unterhaltung mit ihren Geschlechtsgenossinnen wenig Geschmack. „Frauen sind meist entsetzlich unphilosophisch,“ meinte sie. Dem Wohlwollen derselben gab sie durch gelegentliche Spenden von Radieschen oder Backobst — je nach der Jahreszeit — einen kräftigen und dankbaren Nährboden. Die Intelligenz ihres Geschlechtes schätzte sie, wie schon angedeutet, nicht übermäßig hoch ein. Wenn wir allein waren, und wir blieben bald öfter allein, machte sie aus ihrer Ansicht kein Hehl. „Die Frauen? Lieber Gott!

Wovon reden sie denn? Vom Kochen. Über die Dienstboten. Ob ein blauer oder ein roter Unterrock modern ist. Andere Gedanken haben sie nicht."

Ich fand Worte des Widerspruchs trotz meiner im Punkt der Weiblichkeit höchst lückenhaften Weltanschauung. Im Gegensatz zu Tante Hecht hielt ich die Frauen für ungemein geistvoll. Alle, ohne Ausnahme. Dieser Verdacht raubte mir z. B. den Mut, mit ihnen zu sprechen. Besonders vor jungen Damen fühlte ich einen Respekt, der die größte Ähnlichkeit mit Angst hatte. Nicht zehn zusammenhängende Worte brachte ich heraus, wenn mir ein heiratsfähiges Mädchen dabei zusah. Und dabei zählte ich damals volle ein und zwanzig Jahre.

Wer die Nase rümpft, weil er das für gelogen hält, mag's nach seinem Belieben thun. Tante Hecht wollte es anfangs auch nicht glauben, daß ich mich vor den Mädchen fürchtete, sobald sie sechzehnjährig wurden. Wahr ist es darum doch. Aber ungeachtet meiner Angst fühlte ich mich zu den Damen hingezogen, welch letztere Eigenschaft sich mir bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Wenn ich damals einsam durch die Felder strich, übte ich mir tief durchdachte Ansprachen ein. Auf dem Sofa beim Nachmittagskaffee führte ich geistprühende Dialoge mit imaginären Schönheiten. Sah ich dann eine, weg war alles. Während ich stumm und ratlos mein Gehirn nach bedeutungsvollen Aussprüchen durchsuchte,

ließen mich die holden Wesen gewöhnlich stehen. Meine Hochachtung vor denselben stieg mit jedem Mißerfolg. Allmählich wurde mein Respekt so groß, daß ich mich drückte, sobald ein Mädchen in Sicht kam.

Tante Hecht fand das belustigend. Sie hatte eine ganz eigene Art, mich auszufragen und über meine Bekenntnisse zu lachen. Aber böse wars nicht gemeint. Meine Erziehung war noch nicht ganz vollendet ihrer Ansicht nach. Wenn sie das sagte, sah sie mich an, so . . . ich weiß nicht recht . . . so eigentümlich neugierig.

Ich unterhielt mich überhaupt immer sehr gut mit ihr. Der Tantentitel löste mir die Zunge. In ihrer Gesellschaft hatte ich niemals das Gefühl, mein Kopf sei plötzlich hohl geworden. Sie liebte philosophische Gespräche, und in der Philosophie war ich stark. Andererseits hoffte ich von ihrer Lebenserfahrung zu profitieren.

Neben dem Tantentitel hielt Frau August Hecht Ww. große Stücke auf ihre Schankgerechtsame. Viel Bargewinn zog sie nicht daraus. Das hatte sie auch nicht nötig. Wenn sie dessen ungeachtet die Bierstube nicht schloß, so geschah es zur Hälfte aus Pietät für den seligen alten Hecht und anderenteils, um ihrem Sohn die Schankgerechtigkeit für später zu erhalten. Sie sagte das oft. Ob die Fortführung des Ausschanks unter das Gelöbniß am Sterbebett fiel, entzieht sich meiner Kenntniß. Jeden-

falls vertrug sie sich sehr gut mit der beschworenen Witwenschaft.

Die Reputation einer Witib ist empfindlich wie ein Zylinderhut bei Regenwetter. Frauen kennen einander aus. Jede sagt der andern gern nach, was sie selbst an deren Stelle thun würde. Eine junge Witwe, die Herrenbesuch empfängt, ist bald im Munde der lieben Nachbarinnen. Männern mag der Frauenmund wonnig scheinen. Dem Glanz eines Witwen-schleiers ist die Berührung mit weiblichen Zungen nicht zuträglich.

In einer offenen Bierstube, die eine Tante führt, dürfen auch junge Herren verkehren, deren Erziehung zum Mann noch der Nachhülfe bedarf. Bei Tante Hecht trafen alle diese günstigen Umstände zusammen. Und da sie die Philosophie liebte und die Männer nicht haßte, war alles in bester Ordnung.

Frau August Hecht Ww. legte weniger Gewicht auf großen Zuspruch für ihren Bierschank, als auf gute persönliche Unterhaltung. An manchem Abend waren Kollege Hagen und ich die einzigen Gäste. Er ging hin, um Ella zu sehen. Ich lief zur Gesellschaft mit. Das heißt im Anfang.

Tante Hecht warf dem Heiratskandidaten keine Knüppel in den Weg. Gelegentlich durfte er ihre Tochter auf Gängen in die Stadt begleiten. Auch holte er Ella zur Probe ab, wenn am Stiftungsfest

in der Ressource gemimt werden sollte. Dann blieb ich mit Tante Hecht allein.

Kollege Hagen sah das nicht ungern. Ich habe ihn in Verdacht, daß ihm die ewige Witwenchaft seiner präsumtiven Schwiegermutter trotz der rührenden Sterbescene kein volles Vertrauen einflößte. Wie Unrecht that er Tante Hecht! Mich schätzte er offenbar im Besiz der nötigen Unzulänglichkeit, die Tugend der Mutter und die Mitgift der Tochter nicht in Fährlichkeit zu bringen. So avancierte ich zum Schutzmann, ohne daß Tante Hecht oder ich es ahnten.

Unsere Unterhaltung wurde nicht öder, weil wir sie zu zweien führten. Ich entwickelte mich im Gegenteil immer stärker in der Philosophie, und das war sehr interessant. Eines Abends verbreitete ich mich eingehend über die Identität des All und des Nichts. Tante Hechts blitzblanke Witwenaugen schauten mich dabei so sonderbar an, daß ich schließlich trotz aller Stärke doch den Faden verlor. Grade als ob sie ein junges Mädchen und nicht Tante Hecht gewesen wäre.

Als ich schwieg, schüttelte sie melancholisch den Kopf. Die goldgelben Haare flimmerten dabei ganz merkwürdig im Lampenlicht. „Alles und nichts! Man spricht das so leicht aus, lieber Freund. Nichts ist mir zu wenig und alles zu viel. Zwischen dem absoluten Sein und dem absoluten Nichtsein liegt

das Leben. Daran halte ich mich. Ich bin für den Mittelweg. Etwas, das ist mein Fall. Damit müssen wir Menschen uns bescheiden. Daran hat man keine Freude."

Das paßte offenbar nicht zum Thema. Ich wollte es ihr auseinanderlegen, aber sie legte beruhigend die Hand auf meine Lende. Damals waren die engen Hosen Mode. So gewannen ihre Worte mehr und mehr warmen Nachdruck. „Liebster Freund! Nach dem Alles streben die Thoren, das Nichts ist ein Spielzeug für Kinder. Der Kluge wählt die Mittelstraße. Wo sich Ihnen etwas bietet, da fassen Sie zu! Eine Handvoll Wirklichkeit ist besser als ein Fuder Einbildung."

Ich starrte sie an. Ganz perplex war ich. Was mochte sie meinen? Die Stelle, wo ihre Hand ruhte, glühte wie Feuer. Nichtsdestoweniger fing ich meine Auseinandersetzung von vorne an. „Das Wesen des Absoluten besteht eben darin, daß es in Wirklichkeit gar nicht vorkommt. Jedes Etwas hat nur relative Bedeutung. Das Ding an sich ist gar nicht vorhanden. So was giebt's nicht, Tante Hecht!"

Ich sah sie triumphierend an. Dagegen konnte sie sicher nichts einwenden. Sie zog denn auch ihre Hand zurück, daß mir ganz kühl wurde im Bein. „Von dem Ding an sich weiß ich leider mehr wie Sie, lieber Freund," sagte sie seufzend.

Zum ersten Mal verstanden wir uns nicht in der Philosophie.

Am nächsten Freitag kam die Mappe aus dem Lesezirkel. Wie gewöhnlich besahen wir zusammen die Bilder. Tante Hecht saß dicht neben mir. Ihre Brust lag an meinem Arm. Ich fühlte deutlich die warme Fülle, dachte aber nichts dabei. Die goldgelben Haare kitzelten meine Backe. Tante Hecht schien mir auffallend kurzluftig diesen Abend. Ihr Atem ging hörbar. Beinahe stoßweise.

Ich richtete mich auf und fragte, ob ihr nicht ganz wohl sei. Noch hatte ich nicht ausgesprochen, als sie seitwärts umfiel. Glücklicherweise standen da ein paar Stühle. Darauf kam sie zu liegen.

Ich sprang erschrocken auf. Völlig ratlos war ich. Kein Mensch im Hause, den ich rufen konnte. Was sollte ich mit der ohnmächtigen Frau anfangen? Wie war sie zum Bewußtsein zu bringen? Die Philosophie ließ mich schnöde im Stich.

Tante Hecht lag da mit geschlossenen Augen. Ich beugte mich über ihr Gesicht. „Tante Hecht! Liebste Tante Hecht! Was fehlt Ihnen? Was haben Sie? Wie kann ich Ihnen helfen? Soll ich den Doktor holen?“

Bei der letzten Frage zuckte sie zusammen. In ihren Wimpern hingen Thränen. Sie schlug die Hände vors Gesicht. „Was habe ich gethan! Mein Gott! Mein Gott! Was habe ich gethan!“

Ihr Kummer vermehrte meine Bestürzung. Sie hatte doch nichts gethan. Wirklich nicht. Ich auch nicht. In meiner Aufregung konnte ich bloß fragen: „Aber was denn, Tante Hecht? Was denn? So reden Sie doch! Geht's Ihnen schon besser? Sprechen Sie doch!“

Sie gab keine Antwort. Würdigte mich keines Blicks. Mit einem Ruck richtete sie sich auf. Sie wankte hinaus, unaufhörlich schluchzend: „Was habe ich gethan! Was habe ich gethan!“

Ich ratlos hinterdrein. Ohne Bewußtsein einer Schuld. Mit der Angst des größten Sünders. „Was denn, Tante Hecht? Was denn?“

Im Halbdunkel ging's einen Korridor entlang. Ich hatte ihn nie betreten.

Tante Hecht schluchzte voran: „Mein Gott! Mein Gott! Was soll nun werden?“

Ich einen Schritt hinter ihr. Ratlos. Ohne Gedanken. „Was denn, Tante Hecht? Sprechen Sie doch!“

Eine Thür nahm sie auf. Ich immer hinterdrein. Ich merkte gar nicht, daß wir im Schlafzimmer waren.

Auf einem Bett sank sie nieder . . . rücklings. Sie sprach nicht mehr. Ich hörte nur noch den kurzen Atem. Es klang wie Köcheln.

In meiner Angst riß ich die Knöpfe ihrer Taille auf. Sie mußte Luft haben. Die Brüste quollen

hervor. Weiß. Rund. Wogend. Ich dachte überhaupt nichts mehr. Auch die Angst war weg. Vor meinen Augen flimmerte es, weiß . . . weiß . . .

Da war er, dieser fatale Zustand, wo der Verstand stillsteht, weil der Kopf voll heißer Luft ist. Sogar in meinem Gedächtnis ist ein Loch an dieser Stelle.

Im Gastzimmer saßen wir auf unsern Stühlen. Tante Hecht hatte sich erholt. Die goldgelben Haare waren witwenhaft sittig glattgestrichen. Auf den Wangen lag ein gesundes Rot. Sie atmete völlig ruhig. Der Anfall hinterließ offenbar keine nachteiligen Folgen. Aber die Philosophie kam nicht wieder in Fluß diesen Abend. Früher als sonst wurde ich nach Hause geschickt.

Ich trug den Kopf sehr hoch unterwegs. So gereift kam ich mir vor, so vollendet, so männlich. Kollege Hagen that mir leid. Eine Stunde zuvor hatte ich noch an keine Heirat gedacht. Nun mußte ich doch sein Schwiegervater werden, obgleich er der ältere war. Ich wußte, was der Mann „dem geliebten Gegenstand“ schuldig ist, der ihm vertraut.

Am nächsten Abend fragte ich Tante Hecht, wann die Hochzeit stattfinden sollte. Es kam etwas stockend über die Lippen. Auch die Sätze waren nicht korrekt gebaut. Seltsam war es doch, daß ich mit einem Mal nicht bloß Gatte, sondern gleich auch Vater einer heiratsfähigen Tochter werden sollte.

Tante Hecht verstand mich anfangs gar nicht. Sie meinte, daß ich von Kollege Hagen und Ella spräche. Als sie endlich begriffen hatte, lachte sie laut auf. „Ach Du! Du weißt ja, daß ich gar nicht wieder heiraten darf.“

Ich muß wohl ein sehr dummes Gesicht gemacht haben, denn sie nahm mich lachend beim Kopf und küßte mich. „Heiraten will das große Kind! Wahrhaftig! Mich heiraten! Mach Dir keine Sorge deshalb! Nein, deswegen nicht! Lieb haben, weißt Du. . . . Ach, laß nur! Das verstehst Du noch nicht. Nein, so was! Heiraten will er mich alte Frau! Dafür muß ich Dich küssen.“

Sie nahm mich neuerdings beim Kopf. „Du großes Kind! Begreifst Du denn nicht? In der Liebe und Ehe gehts kreuzweise zwischen Männern und Frauen.“

Ehe ich wußte, wie's geschah, waren wir in dem halbdunkeln Korridor. Etwas weiterhin rechts befand sich die Thür.

Und wieder saßen wir plaudernd im Gastzimmer. „Sag doch, Tante Hecht, wie meintest Du das vorhin? Kreuzweise, sagtest Du.“

Sie wurde ganz ernsthaft. „Ja, ja! Das ist so. Jung zu Jung, das wäre das Richtige. Sie würden zusammen alt, und die Lust hätte für beide zugleich ein Ende. Aber siehst Du, das ist nun mal so in der Welt. Wenn sie jung sind, hat er kein Geld

zum Freien, und sie will nicht warten. Da nimmt sie einen Mann in guten Jahren, der sein gutes Auskommen hat."

"Und Ella und Hagen?" warf ich ein.

"Unter uns gesagt, ich glaube nicht, daß Ella ihn nimmt. Es wäre mir auch gar nicht lieb. Herr Meyer hat um sie angehalten, Du weißt, das große Tuchgeschäft an der Ecke. Er ist zwar schon ein bißchen angegraut, aber sie wird ihn wohl nehmen. Er verdient seine zehn bis zwölf Tausend das Jahr."

Mir ging plötzlich das Verstandnis auf für die Einrichtung der Welt. „Ganz recht! Ich begreife, Tante Hecht," sagte ich lachend. „Wenn sie dann Witwe ist, giebt es auch noch junge Männer, deren Erziehung der Nachhülfe bedarf, und die noch nicht genug verdienen um zu freien."

Sie drohte mir mit dem Finger. „Willst Du wohl artig sein!"

"Aber Tante Hecht! Wie könnte es besser bestellt sein in der Welt als kreuzweise? Jeder kriegt was Junges und was Altes hintereinander, oder auch umgekehrt. Mehr kann wahrhaftig keiner verlangen. In der Philosophie nennt man das ausgleichende Gerechtigkeit. Prosit, Tante Hecht!"

Wahlhalle.

Sie erinnern sich noch an die Wahlhalle?

Wahlhalla? Gewiß!

Nein Wahlhalle. Eine Halle, wo man wählt. Der Kaufmann sagt Musterlager. Im Weingeschäft heißt es Probierstube. Wer was braucht, geht hin, jucht aus, bestellt ganz nach Gefallen. Herr Lehmann nannte sein Bierlokal eben Wahlhalle.

Schön! Also Wahlhalle.

Einige Jahre ist es immerhin schon her. An Fenstern und Thüren große Plakate, daß die Leute stehen blieben und zu lesen anfangen. Dreißig schneidige, junge Kellnerinnen sorgten mit rühmlichem Eifer für die Unterhaltung und Bedienung der Gäste. Das sagten die Plakate. Nach der Lektüre gingen die Damen weiter. Sie thaten, als ob sie die Sache nicht verstanden. Die Herren sahen nach der Uhr, ob sich ein Viertelstündchen zu einem Besuch noch erübrigen ließ. Jedenfalls merkten sie sich die Adresse der Wahlhalle, um sich gelegentlich von der Güte des Gebotenen zu überzeugen.

Marie gehörte zu den erwähnten Dreißig. Sie verstand ihr Geschäft schlecht. Leider darf das nicht verschwiegen werden. Halbwegs, aber nur halbwegs, ließ sich freilich entschuldigen. Marie trug die fleidjame Livrée der Wahlhalle zum ersten Mal. Blauen Sammet ohne Ärmel. Ein schmales Bändchen über die Schultern verhinderte das Hinunterrutschen. Weiter unten modellierte der Sammet die Hüften und ihr Hinterland. Beim Schreiten lag er prall auf den Lenden. Am Knie hörte das Kostüm ganz auf. Wozu Stoff verschwenden? Die Gäste der Wahlhalle verlangten Anregung. Sie wollten keine Kaze im Sack. Waden sind bloß unanständig, wenn einer keine hat. Marie brauchte in dieser Hinsicht nichts zu fürchten. Wahrhaftig nicht! Dennoch setzte sie sich knapp auf den vorderen Rand ihres Stuhles . . . steckte die fortschrittlichste Hälfte ihrer Gliedmaßen so weit als möglich unter den Sitz . . . unterschlug den Augen der Gäste ein schönes Stück ihrer Weide.

Herr Lehmann, der Inhaber der Wahlhalle, bemerkte solches Gebahren höchst mißfällig. Was fiel dem Frauenzimmer eigentlich ein? In seinem Lokal gab es keine Heimlichkeiten. Anstand? Was heißt Anstand? Sind Röcke anständiger als Strümpfe? Wenn die Strümpfe bis unter den Spitzenrand der weißen Hosen hinaufreichen, das genügt, sollte man meinen. Die feinsten Familien lassen ihre Töchterchen

mit nackten Waden auf die Straße laufen. Den ganzen Sommer lang. Ein paar Jahre älter macht doch keinen Unterschied. Beine sind Beine.

Aber das Mädchel, die Marie, verstand ihr Geschäft nicht. Deshalb machte sie auch keine Kasse.

Der Biedermann schüttelte verständnislos den fahlen Schädel. Der dicke Fettwulst, welcher ihm vom Kinn auf die Brust hing, geriet dabei wabbelig ins Schunkeln. Alles that er, seinen Damen das Fortkommen zu erleichtern. Aber alles! Der blaue Sammet war extra darauf zugeschnitten, ihre Bildung ins rechte Licht zu setzen. Wo der Anzug fehlte, waren sie doppelt anziehend. Gerade die Unzulänglichkeit desselben unterstützte die Sprache der nackten Thatfachen. Jeder unlautere Wettbewerb war ausgeschlossen. Aber diese Marie! Sie verstand die Vorteile ihrer Proportionen nicht auszunutzen. Sie machte keine Kasse. Sie verdiente Herrn Lehmanns Wohlwollen durchaus nicht.

Und dabei hatte er dem Mädchen sein gefühlvolles Herz zugewendet. Gleich als sie sich mit dem Zettel des Agenten zum Dienstantritt meldete, fingen seine wässrigen Augen Feuer. Sie war noch jung. Siebzehn Jahre mochte sie zählen. In ihrem Gesicht lag etwas — — — etwas — — — oder vielmehr der Abglanz von etwas, das die Mädchen nur einmal und oft nicht sehr lange haben. Die Damen, welche in der Wahlhalle bedienten, brachten

es meist nicht mehr mit. Herr Lehmann hatte ein Urtheil darin. Darum rieb er sein feistes Kinn, als Marie sich ihm am Morgen vorstellte. Er war entschlossen, sie zu protegieren, bis sie ihren Weg allein machen konnte.

Und nun saß sie da und steckte die hübschen Strümpfe unter ihren Stuhl, daß kein Mensch das feine Gewebe bewundern konnte. Wenn ein Herr ihren Arm zu tätscheln versuchte, machte sie ein Gesicht wie eine Wildkaze, die sich im Schwanz gewickelt fühlt. Herr Lehmann fuhr mit beiden Händen nach seinem Kopf. Er hätte sich die Haare gerauft, wenn er welche gehabt hätte. Dieses Mädchen! Das ganze Lokal könnte sie verrückt machen in diesem Kostüm. Die Wahlhalle war doch sozusagen die Börse der Venus. Die Speis- und Trankopfer, welche von den Gästen dargebracht wurden, dufteten keinen Bestalinnen zu. Weshalb hatte das Frauenzimmer nicht Subscriptionsbälle besucht, ehe sie zu ihm kam? Dann wären ihre Schultern an die Ausstellung gewöhnt, und sie machte der Wahlhalle keine Schande. Was mußten die Gäste von ihrem Verhalten denken? Sollte sein Geschäft leiden, weil sie ihr Geschäft nicht verstand?

So durfte es nicht weitergehn. Trotz seines guten Herzens fühlte Herr Lehmann eine zornige Regung. Das Mädchen brachte ihn um seinen Verdienst. Undankbar war sie. Drei Tische in seinem

Lokal stellte er ihr unentgeltlich zur Verfügung, daß sie sich mit den Besuchern anfreunden konnte. Selbst für das Kostüm berechnete er nur eine Mark Leihgeld den Tag. Kein Herr und Gebieter, nein Freund und Wohlthäter war er seinen Damen. Nicht umsonst hieß sein Lokal Wahlhalle. Jede einzelne konnte gewählt werden, ohne daß er Prozente dafür verlangte. Wenn eine morgen nicht wiederkam, forschte er ihrem Verbleib nicht nach. Er störte keine in ihrer Karriere. Bei ihm verkehrten nur gutgekleidete Herren von Bildung und Besitz. Einzig um diesen die Freude des Bezahleus nicht zu schmälern, versagte er sich, selbst für die Beköstigung der Bedienungsjungfrauschaft zu sorgen. Für sich brauchte er die vielen Damen nicht. Die Herren wünschten Auswahl. Gemütsmensch durch und durch, hätte er am liebsten jedem eine besondere Gesellschafterin serviert. Dafür rechneten sie es sich zur Ehre, ihre Partnerin in Speise und Trank freizuhalten. Nur etwas animiert mußten sie werden. Den Damen war dabei Gelegenheit geboten, über unterhaltende Nebenbeschäftigungen in den dienstfreien Zeiten Rücksprache zu nehmen. Und was verlangte Herr Lehmann für so viel Gunst? So gut wie nichts. Weniger als nichts. Die Damen hatten nur über Hunger und Durst zu klagen, wenn ein Herr in ihrem Wirkungskreis ansässig wurde. Essen und trinken sollten sie auf fremde Kosten. War das

ein unbilliges Verlangen? Er richtete die Portionen schon so ein, daß keine Dame Beschwerden davon hatte. Aber diese Marie! Keinen Schluck Bier, nicht ein Glas Wein mußte sie sich zu erliebeln. In solchem Kostüm! Mit diesen Waden! Arme hatte sie wie die Würste so mollig. Ein paar Schultern — — Venus in Person wäre stolz darauf gewesen. Und noch kein Beefsteak bestellt! Kein einziges! Das mußte anders werden.

Er schlug mit der Faust auf die Büffetglocke.

Marie wurde an den Schenktisch befohlen.

„Betragen Sie sich anständig in meinem Lokal!“
schmauzte Herr Lehmann sie an.

Marie schwieg zitternd still.

„Können Sie nicht hören?“

„Ich bin doch anständig, Herr Lehmann.“ Sie wagte nicht, den Gewaltigen anzuschauen.

„Sitzen Sie nicht da wie ein Spatz ohne Schwanz! Sie graulen mir die Gäste fort mit solchem Gesicht.“

„Was soll ich denn machen, Herr Lehmann?“

„Weshalb sind Sie hergekommen, wenn Sie das nicht wissen? Die Herren sollen Sie unterhalten. Lachen sollen Sie. Und trinken. Jawohl, trinken. Warum sagen Sie nicht einem, daß er Ihnen was zu essen kommen läßt? Die Damen haben beinahe alle schon ein Beefsteak gehabt. Bloß Sie nicht. Sie sind die einzige, die keine Kasse macht. Gar

keine Kasse. Verstehen Sie mich? Vorhin der junge Mann an Ihrem Tisch — — —“

Herr Lehmann unterbrach sich plötzlich. Er bemerkte daß Marie die Augen aufschlug. Dabei blinkte es hell in ihren Wimpern. Über die Wangen rollte es blitzend zur Erde. In zwei dunkeln Fleckchen blieb es auf der grauen Diele liegen.

Herr Lehmann fühlte den Schlag seines guten Herzens. So deutlich wie jetzt regte es sich selten. Das Mädchen war noch so jung . . . Offenbar aus besserer Familie. Sie schien guten Lehren zugänglich. Er erinnerte sich an den kleinen Raum hinter der Schenke. Kontor wurde derselbe genannt. Auf dem breiten Schlaffsofa lag eine getigerte Decke. Man war daselbst ungestört. Wenn eine seiner Damen das Leihgeld für das Kostüm nicht bezahlen konnte, pflegte er ihr dort ins Gewissen zu reden. Natürlich nur solchen, deren Gliederbau seiner und der Wahlhalle würdig war. Augenblicklich fehlte ihm die Zeit. Aber nach Schluß des Geschäfts. Er hatte es schon am Morgen geahnt, Marie besaß etwas, das für seine Kellnerin überflüssig war. Mehr als überflüssig. Seiner Einnahme und ihrer Laufbahn geschah dadurch Abbruch. Wenn die andern fortgingen, konnte er ihr mit Muße Anleitung geben, wie man Herren unterhält und Kasse macht.

„Gehn Sie an Ihren Platz und betragen Sie sich vernünftig!“ sagte er unwirsch.

Während seine gläsernen Augen ihr folgten, strich er schmunzelnd mit der Hand über den Fettwulst unter seinem Kinn. Der Gedanke, die Kleine in die höhere Unterhaltungskunst einzuweihen, war wirklich nicht übel. Was er so von ihr sah . . . allerhand Hochachtung! Es freute ihn ordentlich, daß sie sich wieder in eine Ecke drückte und die Strümpfe unter dem Stuhl versteckte. Wenn ihm jetzt einer zuvorkommen sollte, das wäre ärgerlich. Einmal ließ sich der Ausfall in der Kasse schon tragen. Morgen brachte sie es doppelt wieder ein.

Inzwischen überlegte Marie zum zehnten Mal im Lauf des Tages, ob sie nicht doch besser gethan hätte, ihre Bemühungen um Näharbeit noch eine Zeitlang fortzusetzen. Zwar war sie wochenlang allen Annoncen vergeblich nachgelaufen, aber der Beweis, daß es nicht schließlich glücken könnte, war damit nicht erbracht. Von den hundert Mädchen, welche mit ihr auf gleichen Wegen wandelten, gelang es immerhin einigen, zum Ausbessern alter Wäsche zugelassen zu werden. Auch ihre frühere Erfahrung mit den Klavierstunden sprach für endliches Gelingen. Weil sie damals nicht nachließ, fand sie einen Kellerwirt, dessen Tochter sich übte, ein altes Piano zu prügeln, daß es fortissimo heulte. Zwei Mal die Woche dreißig Pfennige für eine Stunde mit fünf Vierteln ist immerhin Geld. Marie hätte den Verdienst sicher nicht fahren lassen. Aber als ihre

Schülerin begriffen hatte, daß man die kraftvollsten Töne mit dem Pedal erzeugt, wurde sie abgelohnt. Der Verlust traf sie schmerzlich, und doch lebte sie zu jener Zeit noch in sozusagen bürgerlichen Verhältnissen.

Als sie mit der Mutter in die Hauptstadt kam — der Vater hatte sich den Weitläufigkeiten des Konkursverfahrens mittels des Revolvers entzogen — brachten sie einige Goldstücke mit. Ihre Habseligkeiten zeigten noch nicht die blauen Flecke, welche die Finger des Gerichtsvollziehers zurücklassen. Es gab Brot im Hause, wenn auch nichts drauf war. Aber schon damals, als sie mit den letzten drei verdienten Nickeln von der Stätte ihrer musikalischen Lehrthätigkeit im Keller Abschied nahm, händigte ihr ein zufällig anwesender Agent seine Adresskarte ein, für den Fall, daß es ihr später, oder auch schon früher, wünschenswert scheinen würde, ihr mühsames Brot als Klavierlehrerin mit der Stelle einer Kellnerin zu vertauschen, welche letztere nach seiner Behauptung für Töchter gutgewachsener Familien ebenso amüsant wie einträglich sein sollten. Aber damals aßen Marie und ihre Mutter sich noch jeden Tag in Kartoffeln satt, und ein voller Magen macht hochmütig. Als Marie aufhörte, wählerisch in ihrem Beruf zu sein, hatte der Agent sie in der Wahlhalle plaziert.

Kellnerin sein ging schließlich noch an. Sie

brauchte nicht hinzuhören, wenn die Männer zärtlich wurden. An Trinkgeld waren ihr bereits fünfundvierzig Pfennige zugeflossen. Auf etliche Groschen durfte sie während des Abends noch rechnen. Aber das Kostüm! Siedend heiß lief es ihr über den Rücken, wenn sie an ihrer Figur hinuntersah.

Mit dem Eintritt der Polizeistunde stellten die Damen alle Stühle auf die Tische. Marie machte nach, was sie die andern thun sah. Wer fertig war, ging an die Schenke, um sein Verhältniß zu Herrn Lehmann zu regeln. Marie kam zuletzt an die Reihe.

„Eine Mark,“ sagte Herr Lehmann geschäftsmäßig.

„Ich habe alles gleich bezahlt,“ stotterte Marie.

„Eine Mark für das Kostüm, dumme Gans!“

Marie starrte ihn mit aufgerissenen Augen an.

„Dafür soll ich bezahlen?“

„So gut wie die andern. Sie bilden sich wohl Schwachheiten ein? Die teuren Sachen umsonst ruinieren. Das fehlte grade!“

„Aber ich habe keine Mark.“

„Zeigen Sie mal Ihr Trinkgeld!“

Mariens Finger krallten sich um die Nickelstücke in ihrer Tasche. Der Mann verlangte den Schatz, wofür sie sich den Tag über bloßgestellt, für den sie ihrer Mutter Brot kaufen mußte. „Bloß fünf und achtzig Pfennige,“ kam es heiser aus ihrer Kehle.

Herr Lehmann streichelte die Fettwamme unter

seinem Kinn. „Sie verstehn Ihr Geschäft nicht. Ihr Kleid hängt im Kontor. Gehn Sie hinein! Wollen mal sehn, was sich machen läßt.“

Marie verschwand in der Richtung nach dem Schlaffsofa mit der getigerten Decke.

Während der Unterredung des Wirts mit ihrer jüngsten Kollegin drückte sich eine Anzahl der Damen in der Nähe des Schenkstisches herum, um ja kein Wort zu verlieren. Herr Lehmann jagte sie hinaus. „Was habt Ihr hier noch zu schnüffeln? Macht, daß Ihr fortkommt, dummes Pack!“

Sichernd stiegen die Mädchen die Treppe zum Keller hinab, um hinter einem Bretterverschlag die Sammet-Livree mit ihrer Privatkleidung zu vertauschen. Die Mehrzahl kannte das Kontor aus eigener Erfahrung, die andern hatten genügend darüber gehört, um auf die Rückkehr ihrer Genossin gespannt zu sein.

Marie stand inmitten des kleinen Raumes, als Herr Lehmann eintrat. Er drehte den Gashahn soweit auf, daß der Lichtschein überall hinfiel.

„Zieh Dich aus!“

„Ausziehen, Herr Lehmann?“

„Na ja! Kannst doch das Kostüm nicht anbehalten.“ Er deutete mit der Hand auf die Wand. „Dort hängt das Kleid. Ich hab's heraufholen lassen. Nachher ziehst Du es hier an. Der Keller wird dunkel gemacht.“

„Aber hier kann ichs doch nicht!“

Der biedere Wirt lachte gutmütig. „Wo denn sonst, Närrchen? Raum ist in der kleinsten Hütte.“ Ordentlich poetisch wurde Herr Lehmann.

„Wollen Sie nicht so lange hinausgehen?“

„Hinausgehen? Manu!“ Er kniff ihr mit den schwammigen Fingern in die Schulter. „Du verstehst nicht, mit Herren umzugehen, Kind, deshalb verdienst Du nichts. Na, das lernt sich bald. Sollst mal sehen. Aber nun runter mit der Fahne. Einmal ist immer das erste Mal. Magst nachher die Mark behalten. Ich bin nicht so. Ich wills von Dir nicht umsonst.“ Er begann die Knöpfe an dem blauen Sammet aufzumachen.

Endlich verstand ihn Marie. Zorn und Ekel packten sie. Ohne ein Wort zu sagen, stieß sie beide geballte Fäuste nach vorn. Herr Lehmann griff nach seiner Magengegend. Er taumelte rückwärts und kam auf der getigerten Decke zu sitzen.

Blickschnell riß Marie ihr Kleid von der Wand und eilte hinaus.

Hinter dem Bretterverschlag verstummte das Gelächter der Damen, als sie hereinstürzte. Sie warf die Livree ab. Dann fort. Zum Hause hinaus! Erst unterwegs schloß sie den letzten Knopf an der Taille.

Die andern sahen ihr verwundert nach. So schnell und in dieser Art pflegte man im Kontor nicht zu enden.

„Diesmal ist er an die Unrechte gekommen. Geschieht ihm recht. Das alte Ekel!“ bemerkte eine der jüngsten.

„Weshalb hast Du es vor vierzehn Tagen nicht auch so gemacht?“ fragte eine andere spitz.

„Schweig Du nur still! Bist selbst lange genug im Kontor gewesen,“ versetzte die erste prompt.

„Kinder, regt Euch nicht auf!“ vermittelte eine Dritte, während sie den Federhut kokett auf ihrem Haar befestigte. „Zulezt wirds einem egal, wer es ist. Das ist mal so Geschäft. Die Marie giebt sich auch noch.“

* * *

Marie stand vor dem Bette ihrer Mutter. Das Gesicht derselben unterschied sich wenig von dem Vinnen des Rissens. Etwas gelber war die Farbe. Die Backenknochen traten scharf hervor. Die Augen lagen tief in den Höhlen. Die eingefallenen Schläfe wurden durch ein paar graue Haarsträhnen verdeckt.

„Hast Du etwas zu essen mitgebracht?“

Mariens Herzschlag stockte. Als sie in der Aufregung aus der Wahlhalle floh, blieb ihr verdientes Trinkgeld in der Tasche des blauen Kostüms stecken. Sie besaß keinen Pfennig, und seit zwei Tagen war kein Brot im Hause. Gewaltsam gab sie ihrer Stimme Festigkeit. „Ich bin schnell heraufgelaufen.

Wie es Dir geht, wollte ich erst wissen. Gleich hole ich etwas für Dich."

"Hast Du Geld?"

"Ja, Mutter. Ich habe eine gute Stelle gefunden."

"Danke Gott dafür, liebes Kind, und halte sie fest! Das Leben ist so schwer."

"Versuche ein bißchen zu schlafen! Ich komme bald wieder. Wir werden keine Not mehr leiden."

Die Frau schloß die Augen.

Einen letzten Blick warf Marie auf das gelbe Gesicht. Hätte sie Herrn Lehmann angenommen, wäre die Mutter jetzt satt. Thun mußte sie es doch. Einen Tag früher oder später, das machte wirklich keinen Unterschied. Es gab Leute, die so etwas für gemein hielten. Was ging sie die Meinung der Leute an? Früher hatte sie diese Mädchen auch verachtet. Solche Mädchen, wie sie jetzt eins wurde. Das war damals, als sie noch satt war und die Mutter auch. Wem's aus vollem Magen aufstößt, der hat gut verachten. Sie lachte laut und hart. Es war gar kein Lachen. Wo der Vater die Familie ernährt, braucht's die Tochter nicht zu thun Jeder handelt mit dem, was er hat Nach jungen, frischen Gliedern war Nachfrage Einmal ist immer das erste Mal Hoffentlich würde es kein ekelhafter Kerl sein, wie Herr Lehmann aus der Wahlhalle Sie biß die Zähne

aufeinander. Mochte kommen, wer wollte! Wer verkaufen muß, sieht nicht den Mann, sondern den Beutel Außerdem Lieber gleich bis über die Ohren hinein, dann war der Ekel auf einmal überwunden

Marie stieg hinunter auf die Straße.

* * *

„Nun? Und?“

„Nichts weiter“

„Ja aber“

„Da ist wirklich kein Aber. Marie stieg auch wieder hinauf“

Maisfeier.

Abends sieben Uhr.

Im Hof am Maschinenhause tönt die Dampf-
pfeife. Der Arbeitstag ist zu Ende. Ein Druck
von der Hand des Maschinisten sperrt den Dampf
ab Zischen. Atemraubendes Brausen
Ein letztes, machtloses Dehnen und Strecken . . . Das
Schnurren, Summen, Picken, Pochen in den Web-
stühlen hört auf . . . Ängstlich still wirds an den
Arbeitsstätten, wo man soeben sein eigenes Wort
nicht hörte.

Lene richtete sich auf. Ihre Arme bogen sich im
rechten Winkel. Sie hob die Ellbogen bis zur
Schulterhöhe, preßte sie rückwärts, daß sich die
Schulterblätter beinahe berührten, streckte eine Faust
nach oben, die andere nach unten, machte es um-
gekehrt, drehte und bog sich im Kreuz, daß das
Rückgrat in allen Fugen knackte. Die Arbeit am
Webstuhl macht steif und lahm. Zwölf Stunden
ist etwas viel für ein junges Mädchen.

Endlich Feierabend !

Als Lene morgens um sechs die dumpfen Fabrikräume betrat, grüßte sie das Frühlicht der Sonne. Jetzt sank das Tagesgestirn hinab. Dazwischen zwölf Stunden Arbeit ohne Sinn und Verstand; mechanische Handgriffe, automatenhafte Bewegungen, zu denen die Maschine den Takt klapperte. Zwölf Stunden ohne eigenen Willen, von der Maschine beherrscht, gelenkt, angetrieben. Zwölf Stunden der Maschine letzter Teil und nur eine Stunde halber Rast, als sie voll Hast, mit Staub und Faserwerk vermengt, ihr mitgebrachtes Brot verschluckte. Morgen dasselbe. Jeden Tag dasselbe. Die ganze Woche dasselbe. Das ganze Jahr hindurch, jedes Jahr, all ihr Lebelang, immer dasselbe. Immer denselben Handgriff, denselben Schmutz, denselben wahnsinnigen Maschinenlärm zwölf Stunden lang, und eine Stunde farger Rast zu Mittag, wenn sie ihr Brot verschluckt und den Webstuhl pukt. Immer denselben Pfiff der Dampfmaschine, der ihr Leben beherrscht, bis sie einst niedersinkt in der Frohn, bis man sie verscharrt ohne Sang und Klang.

Abends sieben Uhr. Feierabend. Jetzt darf sie wieder denken, wollen, fühlen wie andere Menschen. Darf selbst wieder Mensch werden.

Vor dreizehn Stunden sog ihre Brust zum letzten Mal reine Lebensluft ein. Seitdem hat sie nur Staub und Schmutz geatmet. Ihre Lippen sind schwarz. Die Zunge klebt am Gaumen. Die Zähne

faulen Fäden und Bastfasern, die, vom Webstuhl aufgewirbelt, ihr unablässig in Mund und Nase drangen. Aber jetzt ist sie frei. Hinaus! Hinaus!

Lene strich mit der Hand über Haar und Kleidung. Der Faserstoff lagerte darauf in grauer Schicht. Um sie her wimmelte es von Männern und Frauen, die nach Freiheit und Leben dürsteten wie sie. Lene warf die schmutzstarre Arbeitsjacke ab. Was kümmern sie die Augen der Männer? Wer denkt an Nacken, Schultern, Brüste an solchem Ort?

Geschwind das Kleid, den Hut! Hinaus! Hinaus! Erst vor dem Thor der Fabrik wird sie Mensch.

Draußen am Wege steht Max, der Maschinist. Er wartet auf Lene, deshalb hat er sich besonders beeilt. Er hat sie gern mit ihren blonden Haaren, die aussehen wie Sutfaser. Dazu die blanken Augen, das junge, achtzehnjährige Gesicht.

Ein Menschenstrom quillt durch das Fabrikthor ins Freie. Männer und Frauen fluten an Max vorüber. Er wartet auf Lene. Die Arbeitsgenossen sehen ihn kaum. Sie hasten fort . . . Verschwinden in den engen Gassen . . . Klettern hinauf in die Dachwohnungen . . . Verschwinden in den feuchten Kellern. So freudlos es ist, es ist ihr Heim, das sie lockt.

Noch immer spült der Strom Menschen aus dem Thor. Die Männer stampfen schweigend fort. Auf ihrem Rücken baumelt die Flasche, woraus sie getrunken. Die Frauen gehen in Gruppen. Sie

schwachen. Junge Mädchen sind dabei mit runden Backen und hellen Augen. Viele kaum der Kindheit entwachsen.

May wartet auf Lene. Er richtet sich auf. Drückt die Schultern weit zurück. Die gewölbte Brust hebt sich in der reinen Luft. Ein tiefer Atemzug. Und noch einer.

Manch feuriger Blick trifft den jungen, stattlichen Arbeiter. Die Mädchen senken die Lider nicht, wenn er sie betrachtet. Sie sehen ihm frei ins Gesicht. Aus den Augen spricht das Wohlgefallen. Der Mund lächelt: Komm!

Die Jugend ist kurz. Im dumpfen Fabrikraum wird sie noch kürzer. Entbehrung macht bald die Züge hart. Vom Übermaß der Arbeit werden die Glieder steif und eckig vor der Zeit. Wer runde Wangen, rote Lippen hat, muß eilen, sie zu nutzen. In wenigen Jahren ist alles dahin. Eine siehts an der andern, wie schnell der Schimmer verblaßt. Wer fragt danach, was sie thut oder nicht thut? Sie steht auf eigenen Füßen. Die Eltern haben mit sich zu thun. Tags über schlägt die Arbeit Leib und Seele in Sklavensesseln. Giebt der Pfiff der Dampfmaschine ihnen die Freiheit auf wenige Stunden zurück, kommt der Durst nach Genuß und Vergnügen. Das Übermaß der Last schafft unbändiges Verlangen nach Lust und Leben. Im Sturm verzehrt sich die Jugend. Die zarte Empfindung wird erwürgt vom

ewigen Frohndienst. Der Mensch wird zum Lastthier, das nur noch Ruhe und Futter begehrt. Beschränkt man ihm diese, erwachen die Instinkte des Thieres. Der Grimm wendet sich gegen die Peiniger.

Max wartete auf Lene.

Endlich kam sie. Das Gesicht geröthet. Die Stirn finster und kraus. Der Maschinenmeister hatte sie festhalten wollen. Sie mußte sich seiner erwehren.

Max schloß sich ihr an. Sie warf ihm einen bösen Blick zu. Was wollte er von ihr? Er war auch so einer. Einem Mädchen das Beste zu nehmen, weiter hatten sie alle nichts im Sinn.

„Lene, ich meine es doch wirklich ehrlich!“ sagte er bittend.

Ihre Stirn glättete sich allmählich. Der schlechteste war Max nicht. Sie kannte ihn ja. Mochte ihn soweit ganz gern. Er nahm sich nichts heraus. Blieb immer anständig. Es war mehr der Ärger über den andern, der in ihr gährte.

Trotz alledem! So ein Leben! Lohnte es, deswegen den Finger zu rühren? Beim Morgengrauen ins Joch. Bei sinkender Nacht wieder heraus. War das der Mühe wert? Und dabei keinen Menschen, der nach ihr fragte! Keine Seele, die an ihr hing! Die Eltern hundert Meilen weit weg. An der russischen Grenze. Vielleicht sah sie Vater und Mutter überhaupt nicht wieder. Wenn die Erde sie heute

verschlang, floß ihr keine Thräne nach. Keiner würde sie vermissen. Niemand.

Sie warf einen Seitenblick auf Max. Er wartete auf sie. Jeden Tag. Ihm würde es am Ende leid thun. Er war aber auch der einzige. Natürlich wollte er auch nichts weiter von ihr, als alle andern. Darin blieben sich die Männer gleich. Einer hatte dem andern nichts vorzuwerfen. Wie sie die Sorte kannte! Schon lange! Aber er bemühte sich drum . . war nicht brutal . . betrachtete sie nicht als Tier, das man benutzt und weggagt. Und wenn sie nicht wollte, brauchte sie nicht. Schlecht meinte er es nicht. Immerhin ein Mensch, mit dem sich ein Wort sprechen ließ. Sie fühlte sich nicht so gräßlich einsam und verlassen in der großen Stadt.

„Ich ziehe heute um,“ sagte sie laut.

„Hast Du einen, der Deine Sachen tragen hilft?“

„Nein, Max.“

„Schön! Ich geh mit und besorge es.“

In Lenens Logis belud er sich mit dem Korb, der ihre paar Habseligkeiten enthielt. Sie schritt neben ihm durch die Gassen. Gut war der Max. Sie fühlte sich wirklich nicht verlassen in seiner Nähe.

Durch einen Thorweg gings in den Hof. Vor der Thüre des Hinterhauses nahm sie Max den Tragkorb ab.

„Soll ich ihn nicht hinauftragen, Vene?“

„Laß nur, Max! Ich kenne die Leute nicht. Nun komme ich allein weiter.“

Eine gewisse Scheu gab's ihr so ein. War er erst bei ihr in der Stube, was dann? Ihn fort-schicken? Das ging hier unten leichter als oben. Ihn dabehalten? Jungfer war sie bis heute. Sie wollte es bleiben. Nach all dem Staub mußte sie sich auch gründlich waschen.

Er half ihr den Korb auf die Schulter.

„Gute Nacht, Max!“

Ein kleiner Strauskopf mit schmutziger Nase stand im Eingang. Max schob ihn zur Seite, daß sie hinein konnte. „Gute Nacht, Lene!“

Sie stieg vier enge Treppen hinauf. Endlich war sie an richtiger Stelle. „Schulze“ stand an der Thür. Eine ungeübte Hand hatte den Namen mit vergilbter Tinte auf ein Stück Papier geschrieben.

In dem kleinen, dunklen Vorraum stellte Lene ihren Korb auf die Erde. Einen Augenblick stand sie horchend still. Nebenan war die Küche. Sie klopfte an und öffnete.

Die Wände des kleinen Raumes waren früher getüncht gewesen. Jetzt nackter Kalk überall. Darauf die schmutzigen Spuren von Händen und Kleidern. Große Nägel staken in den Mauern, mit allerhand Kleidungsstücken behängt. Zwischendurch tiefe Löcher im Kalk, aus denen weißer Staub hinunterrieselte, wenn eine Thür sich schloß. In der

Ecke am Fenster stand ein alter Tisch. Daneben zwei bretteerne Stühle ohne Farbe. Gegenüber an der andern Wand ein Bett. Ein geknickter Strohhalm hing heraus. Durch die kleinen, gesprungenen Scheiben des Fensters starrten rauchschwarze Mauern stumm und düster herein.

Am Herde hantierte eine Frau mit irdenen Töpfen. Sie kochte das Essen. Ein Mann saß auf einem Stuhl neben dem Tisch. Das Gesicht braun und gefurcht, die Hände knochig und gelb. Ein abgetragenes Flanellhemd bedeckte den Oberkörper, ein Lederriemen hielt die geflickte Hose fest. Er starrte schweigend vor sich hin. Zwischen seinen Knien stand ein Mädchen. Sie lehnte den Kopf an die Schulter des Vaters. Zwei Knaben hockten auf dem löcherigen Fußboden. Ein größeres Mädchen sah aufmerksam zu, wie die Frau am Herde schaffte.

Vene litt nicht an schwachen Nerven, aber sie blieb schauernd stehen. Ein Brodem schlug ihr entgegen. Warme, verdorbene Luft, vermengt mit dem Dunst von Menschen, mit den Gerüchen, die dem Topf auf dem Herde qualmend entströmten. Dazwischen mischte sich ein unbeschreibliches Etwas, für das kein Name war. Es drängte sich der Nase auf, zwingend, unabweisbar, Grauen erweckend.

Vene wollte Atem schöpfen. Sie vermochte es kaum. Ihr Blick traf das Bett. Auf dem geflickten Überzug lag lang ausgebreitet ein graues Leinentuch.

Es verhüllte die starre, regungslose Figur eines Kindes. Vene erbehte vor Grauen. Was in der Luft lag, war die Verwesung.

„Mutter, da ist einer,“ sagte das Mädchen am Herde.

Ein abgezehrtes, verkümmertes Gesicht wendete sich der Ankommenden entgegen. „Sie wollen einziehen, Fräulein. Warten Sie! Ich komme gleich.“

Der Mann am Tisch schob das Kind zwischen seinen Knien zurück und erhob sich schwerfällig.

Vene stand in ihrer neuen Stube. Die niedrige Decke war rissig und rauchschwarz. An den Wänden hingen bauchig und zerfetzt die Überreste früherer Tapeten. Bei jedem Schritt hörte man den rieselnden Ralk hinter dem Papier. Sie war es nicht anders gewohnt.

„So! Nun setzen Sie man Ihre Sachen herein!“ jagte Frau Schulze.

„Sie haben Unglück gehabt?“ fragte Vene.

Die Frau fuhr mit dem Schürzenzipfel über die Augen. „Unser kleiner Ernst . . . Es ist gut, daß er erlöst ist . . . Er mußte so schrecklich husten . . . So viel Schmerzen hatte er . . . Kein Doktor konnte ihm helfen.“ Die Unterlippe der Frau zitterte. „Wenn einer Kinder hat, will er sie nicht missen. Aber der Husten . . . Des Nachts war es am schlimmsten. Nun ist er erlöst.“

„Krankheit kostet viel Geld,“ meinte Vene.

„Schulze verdient ja . . . In der Fabrik . . . Ich auch, soviel ich kann . . . Es würde schon reichen . . . Die Miete kriegen wir von unsern Einwohnern zusammen . . . Die bezahlen gern . . . Wenn sie Geld haben. . . . Manche freilich . . . Das ist dann schlimm . . . Die Kinder sind aus dem Größten heraus . . . Essen wollen sie immer . . . Was Warmes muß auch sein . . . Wir habens auch immer gehabt . . . Mit meinem Mann allein könnte ich sehr gut leben . . . Wissen will man doch keins. . . . Morgen wird er begraben . . . Ein Sarg muß sein . . . Einen Kranz will man ihm auch gern mitgeben . . . Es ist alles so teuer.“

Der Mann kam den Frauen nach. In der offenen Thür blieb er stehen. „Wenn man bloß behalten könnte, was man verdient! Da kommen Steuern und Abgaben, Schulgeld und Kassen. Die nehmen das Geld. Wenn man dann alt und schwach wird . . . Laß man, Frau! Für Ernst ist es am besten. Er braucht sich nicht zu schinden und zu plagen.“

Durch den offenen Eingang quoll der Dunst aus der Küche herein . . . Da war es auch wieder . . . das Gräßliche . . . der Leichengeruch . . . Vene schauderte. Ihre gesunde Natur empörte sich gegen den Hauch der Verwesung. Sie mußte fort. Sie konnte dort nicht bleiben die Nacht über. Es war unmöglich.

„Wissen Sie was, Frau Schulze? Ich lasse

Ihnen die Stube bis morgen. Ich kann wo anders schlafen. Bei einer Freundin. Morgen Abend komme ich wieder."

"Ach, wenn Sie das thun wollten, Fräulein! Wir wohnen sonst immer in der Küche. Alle zusammen. Aber er riecht schon ein bißchen. Morgen ist auch alles schön in Ordnung."

Grauend stieg Lene die Treppen hinab. Auf der Straße blickte sie um sich. Was nun? Wohin? Sie dachte an Max. Hätte sie ihn doch nicht fortgeschickt! Die Nacht kam. Sie war allein. Max hätte ihr Gesellschaft geleistet. Warm genug war es draußen. Aber ganz allein . . .

"Na, Lene?" . . . Max stand neben ihr.

Sie atmete auf. "Gott sei Dank!"

"Ich habe auf Dich gewartet. Ich dachte, Du kämst am Ende noch herunter. Ich sehe Dich so gern, Lene."

Sie blickte ihn dankbar an. Gut war er. Der beste, den sie je getroffen. Sie sagte ihm, wie es oben stand.

"Laß uns spazieren gehen, Lene! Draußen ist es am schönsten. Viel schöner als drinnen. Ich leiste Dir gern Gesellschaft."

Die Stadt lag hinter ihnen. Tiefer Friede umher. Warme, fruchtbare Maiennacht. Am Himmel hing die Mondsichel. Gesprochen wurde wenig. Ohne Zusammenhang. Jeder fühlte sein eigenes, volles Herz.

So schritten sie durch die Wiesen.

Lenne war seltsam bewegt. Sie hätte lachen und weinen mögen zugleich. Nicht mehr allein in der Welt! Nicht mehr diese Ode in der Brust! Nicht mehr das Gefühl der Verlassenheit mit sich herum-schleppen!

Sie standen am Flößchen, das durch die Wiesen rann. Ein niedriger Deich schützte das Ufer. Sie gingen darauf entlang. Hier und dort eine Weide. Das Wasser funkelte im Mondlicht. Geschmolzenes Silber. Alles ruhig . . . friedvoll. Die Luft so warm. Durch das Schilf lief es zuweilen wie leises Flüstern.

Am Deich saßen die beiden im Grase. Über sich das Laubdach einer Weide.

Lenens Augen ruhten auf dem schimmernden Spiegel unten. Ihr war so wohl. Wie das Wasser lockte! Sich hineinstürzen! Untertauchen! Wer das könnte! Wer das dürfte! Sie hatte sich nicht gewaschen dort oben . . . in Gesellschaft des Toten. Der Fabrikstaub lag auf ihrer Haut. Dort der Fluß . . . Reines, klares Wasser . . . Welches Lab-sal! . . . Welche Wohlthat! . . .

Ihr Blick streifte Max. Er war ein Mann. Sie ein Mädchen. Das ging nicht an. Das durfte nicht sein.

Der Staub brannte auf ihrer Haut. Die Luft so schwül . . . Dort unten der Fluß . . .

Max war gut. Mit keinem Wort quälte er sie. Und wenn er ein Mann war und sie ein Mädchen? . . . Was war dabei? Wen gings was an? . . . Hatte die Natur sie nicht beide gemacht, wie sie waren? Sich schämen? . . . Warum? . . . Vor wem? . . . Mann und Weib sind für einander auf der Welt. . . . Kein Mensch hat ein Hemd an, wenn er auf die Erde kommt.

Mit Max zusammen baden! . . .

Lene lachte laut auf, daß Max sie verwundert anschaute. Sie sagte nichts. Sie dachte weiter.

Einem würde sie sich hingeben . . . Früher oder später. Max war gut. Er hing an ihr. Angetraut war sie ihm nicht . . . Hatte nichts unterschrieben. Wozu auch? Wenn sie nur zusammenhielten. Er hatte nichts, und sie hatte nichts. Mochten andere sich verheiraten, wie sie wollten. Was ging sie das an? Für sie galt nicht die Sitte einer Gesellschaft, die sie von sich stieß . . . ins Joch spannte . . . Sklavendienst mußte sie thun. Was gingen sie die Satzungen ihrer Peiniger an? Sie war Herr über sich selbst. Konnte mit sich thun, was sie wollte. Max war gut. Wem zu Liebe sollte sie auf das Recht ihrer Jugend verzichten? Wem zu Ehren Jungfer bleiben? Sie war niemand etwas schuldig. Keiner hatte sich darum zu kümmern. Dort unten lockte der Fluß. Sie wollte es. Baden! . . . Mit Max zusammen baden! . . .

Blickschnell sprang sie auf. Sie warf die Kleider ab. Silberhell klang ihr Lachen. In göttlicher Nacktheit lief sie über das Gras. „Komm, Max!“

Hochauf sprühten die Wellen. Über den marmorweißen Gliedern schlugen sie zusammen.

* * *

Warme, fruchtbare Maiennacht . . . Friede überall . . . Unentweihete heilige Natur . . . In den schimmernden Fluten treiben Elfen ein neckisches Spiel.

Die Bank.

Endlich war ich da! Draußen. Im Dorf. Drei Wegstunden von der Eisenbahn. Endlich Natur! Misthaufen. Windschiefe Giebel. Strohdächer voll Moos. Endlich!

Wie hatte ich mich danach gesehnt!

Ich war krank, als ich ankam. Nicht körperlich. Seelisch geschunden. Alles that mir weh. Wenn einer lachte, konnte ich ihm ins Gesicht speien. Wer weinte, war meiner Verachtung sicher. Für Unglück hatte ich nur Hohn.

Aber das that alles so weh. Mir weh. Jedes Wort ging äzend von meinen Lippen. Brannte mir die eigene Seele. Ich konnte doch nicht anders. Krank war ich. Die Seele geschunden. Nicht wahn-sinnig, aber was dann kommt. Jedenfalls nicht vernünftig.

Nun lag es hinter mir. Endlich! Ich durfte die Manichäer vergessen. Brauchte nicht auf jeden Schritt zu horchen. Fuhr nicht bei jedem lauten Wort zusammen. Dief nicht vor jeder fremden

Stimme davon, weil ich den Häjcher fürchtete. Ich brauchte nicht überall zu sorgen, daß auch ein Weg zur Flucht offen stand. Ich konnte den schuftigen Kerl vergessen, den ich einst Freund nannte.

Er war es ja nie. Aber ich glaubte es. Narr, der ich war. Sein Lächeln war Betrug. Jedes Wort eine Lüge. Jeder Händedruck eine Gemeinheit.

Um lumpige Silberlinge jagt kein Mensch das Tier zu Tode. Aber der Freund scheucht den Freund um ein paar Mark vom Tisch auf. Hebt ihn des Nachts aus dem Bett. Jagt ihn von Stadt zu Stadt. Macht ihn heimatlos, friedlos mit dem Gespenst des Schuldturms. Der Name ist abgeschafft. Die Sache blieb dieselbe. Du schwörst Deine Reputation ab, oder Du wirst eingesperrt.

Wehe, wer seinem Freunde Marken schuldig wird! Dann giebt es für ihn nur noch Hunde auf Erden. Hunde, die ihn hegen. Hunde, die ihn beißen. Hunde, die ihn verraten, ihm die Seele in Fesseln aus dem Leibe reißen. Hunde hinten und Hunde vorn. Nichts als Hunde.

Verhungern ist schwer. Aber als Mensch von Menschen zu Tode gehezt zu werden, das hat der Satan erfunden. Er nimmt die Gestalt eines Freundes an, leiht Dir etliche Mark, dann hat er Dich. Du wirst an der Seele geschunden. Der Höllenhund und seine Betterschaft kennt keinen größern

Ruhm, als Dich zu hezen. Schwöre Deine Würde ab, sonst marſch in den Schuldthurm!

Das lag nun hinter mir. Endlich! Endlich Ruhe vor den Menſchen! Stinkende Miſthauſen ſind Ambra gegen den Hauch eines Freundes, der Dich hezt. Eine Herde Ochſen iſt eine Gemeinde von Weiſen gegen Menſchen, denen Zinſen ein Ideal und Schulden einen Makel bedeuten.

Miſthauſen gab's im Dorf. Die Ochſen zogen brüllend auf die Weide. Von Freunden hatte ich nichts zu fürchten.

Draußen wogende Felder. Endloſe Wieſen. Ich ſah ſie nicht. Ich fühlte nur die Stille. Sie legte ſich wie Baſam auf die geſchundene Seele. Draußen lag ich am Buſch im Schatten. Ringsumher Sonnenſchein. Stille. Frieden. In mir Ruhe. Stille. Frieden. Keine Angst vor dem Häſcher.

Die Menſchen, die in der Ferne ihre Erde bebauten, waren gar keine Menſchen. Eine Art höherer Haustiere. Sie quälten mich nicht. Verfolgten mich nicht. Wußten gar nicht, daß der Menſch ein Satan ſein kann. Daß er gehezt werden darf, erbarmungsloſer als das Wild im Forſt.

Ich lag im Schatten am Buſch und ſchlieſ. Wie lange ſchon hatte ich nicht geſchlafen! Man ſchläft nicht, wenn die Seele auf den Schritt des Häſchers horcht die ganze Nacht.

Hier ſchlieſ ich den ganzen Tag. Jeden Tag.

Je mehr ich schlief, desto schlaffeliger wurde ich. Ich sah nichts. Hörte nichts. Fühlte nichts. Nur Ruhe. Hier waren die Hunde Freunde der Menschen. Nicht die Menschen Hunde für ihre Freunde. So ward die geichundene Seele gesund. Langsam. Ohne daß ich es merkte.

Allmählich sah ich die endlosen Wiesen mit den nickenden Blumen. Wenn ich das Dorf hinter mir ließ, fing ich an stillzustehen. Gras. Weite, sonnige Ebene. Darin kleine Stücke Ackerland. Gestern wars wie heute. Morgen wird es nicht anders sein. Wogendes Gras. Endlose Ebene. Weit hinten am Busch der Baum, in dessen Schatten ich schlief.

Wochen vergingen.

Ich fühlte nicht mehr den brennenden Haß gegen alles, was Mensch hieß. Wunschlose Gleichgültigkeit kam über mich. Ich wollte nichts. Hoffte nichts. Alles, was ich brauchte, war mein. Ruhe. Einsamkeit. Vergessen schmutziger Niedertracht.

Jeden Tag führte mein Weg durch die Wiese. Ein geschlängelter Pfad leitete meine Schritte. Zuweilen fiel mir ein weißer Punkt ins Auge. Fern in der Wiese lag er vor mir. Der Fußsteig führte wohl in der Nähe vorbei. Anfangs beachtete ich ihn gar nicht. Es war etwas Weißes. Nichts weiter. Ein Baum, eine Blume. Ich dachte nicht weiter darüber nach.

Ganz allmählich weckte er doch meine Aufmerksamkeit. Ein weißer Fleck mitten in der grünen Ebene. Ich sah ihn, wenn ich den Fußweg betrat. Ich vergaß ihn, wenn ich in seine Nähe kam. Nein, ich vergaß ihn nicht. Er war dann nicht da. Lag ich am Busch und blickte zurück, glänzte auch der weiße Fleck wieder im Grünen.

Meine Neugier ward rege. Was wars mit dem weißen Fleck? Ich fing wieder an, Interesse an Dingen zu gewinnen. Meine Seele begann zu gesunden. Ich nahm mir vor, das Geheimnis des weißen Flecks zu ergründen. Ich begann zu beobachten.

Als ich den Fußweg betrat, war er da. Ich schritt lebhaft vorwärts. Mein Gang war ordentlich elastisch. Ich staunte selbst darüber. Als ich den halben Weg zurückgelegt hatte, richtete der weiße Fleck sich auf. Er bewegte sich eine Strecke seitwärts. Ward schwarz. Kehrete an seinen Platz zurück. Sanft wieder in sich zusammen.

Nun wußte ichs. In dem Ackerstück arbeitete ein Mensch.

Was kümmerte mich ein Mensch! Wenns noch ein Tier gewesen wäre! Oder ein Baum. Oder sonst etwas. Aber ein Mensch! . . .

Tage vergingen.

Ohne daß ichs wollte, begann mich der Mensch zu beschäftigen. Wenn ich ihn aus der Ferne sah,

war er weiß. Kam ich näher, wurde er schwarz. Lag ich unter dem Busch, war er wieder weiß. Seltsam! Wie ging das zu? Was sollte das? Hatte es überhaupt einen Zweck?

Meine Neugier wuchs. Ein Zeichen fortschreitender Gesundung.

Ich sah mir den Menschen an. Es war ein Weib. Sie arbeitete zwischen den Rüben. Wenn ich näher kam, zog sie die Jacke an. War ich vorbei, legte sie das Kleidungsstück wieder ab. Der Hitze halber. Der weiße Fleck war ihr Hemd, das den Oberkörper von den Hüften aufwärts umschloß.

Wie mich das berührte! Ich hatte sie noch gar nicht angechaut, aber ich war die Ursache, daß sie die Jacke anzog. Sie wollte nicht von mir gesehen sein in der bloßen Leinwand. Sie verhüllte sich meinethalben.

Inwendig lachte ich. Was ging mich dieses Weib an? Was gingen mich die Menschen überhaupt an? Auf einige Tage quoll der Widerwille gegen Gottes Ebenbild mit dem Herzen des Teufels wieder auf. Ich hatte genug davon. Fürs ganze Leben. Für die Ewigkeit sogar. Meinethalben mochte das Weib mit oder ohne Jacke ihre Rüben hacken.

Eines Tages blieb ich dennoch stehen und sah ihr zu. Sie arbeitete fort, ohne sich um mich zu kümmern. Im Gleichtakt schlug die Hacke das Erdreich. Dann war sie drüben. Sie richtete sich auf.

Die beiden unteren Knöpfe der Jacke waren noch offen. Sie schloß dieselben. Dann kam sie herüber. Wo ich stand, mußte sie von neuem beginnen.

Ein jugendliches Gesicht. Aus dem Schatten des breitrandigen Hutes blickten mich zwei dunkle Augen groß und ruhig an. „Guten Tag! Das Wetter ist heute wieder schön.“

Ich gab das zu. Noch einige nichts sagende Worte, dann trollte ich mich. Als ich zurückschaute, hatte sie die Jacke wieder ausgezogen.

Ich lag im Schatten am Busch und träumte. Zum ersten Mal seit langer, langer Zeit träumte ich wieder. Von dem Mädchen träumte ich.

Dieses ruhige, milde Kindergesicht! Sechzehn Jahre mochte sie zählen. Keinenfalls mehr. Diese offenen, klaren Augen! Bis in die Seele hinein konnte man schauen. Hinter dieser Stirn hatte noch kein häßlicher Gedanke gewohnt. In dieser . . .

Was wußte ich eigentlich davon? Doch wußte ichs. Es war so. Diese junge, schwellende Brust hatte noch keine Leidenschaft beherbergt. Und schön war das Mädchen. Ja wohl! Schön, weil sie rein war.

Ich paßte die Zeit ab, bis sie nach Hause ging. Sie hieß Alwine. Ich schämte mich. Wir waren Hausgenossen. All die Wochen schon. Ich wußte es nicht. Wie ich mich schämte! Ich fühlte etwas für dieses Mädchen, das so still und ruhig seinen

Gang ging. Das so rein und unschuldig in die Welt schaute. Das niemals mit den Augen funkelte, niemals mit den Blicken zitterte oder auswich. Das keine Schämigkeit heuchelte, weil die wahre Unschuld überhaupt keine Scham kennt. Nur die Sacke zog sie regelmäßig an, wenn ich in der Ferne auftauchte, um sie wieder abzulegen, sobald ich weit genug fort war. Aber das geschah still und ruhig. Ohne jede Ahnung von Herausforderung. Einfach selbstverständlich war es.

Ich sprach selten mit ihr. Stets nur wenige, gleichgültige Worte. Meine Gedanken beschäftigte sie unausgesetzt. Meine Wirtin war ihre Stiefmutter. Ich hörte sie mit Alwine schelten, wenn nicht genug Arbeit beschickt war.

Wenn ich etwas für das Mädchen thun könnte! Die Stiefmutter war sicher froh, wenn sie das Kind der Ersten los wurde.

Ich mußte lachen. Ich etwas thun! Wer war ich? Was hatte ich? Was konnte ich thun? Ich!? Aber die Gesundheit war da. Ich wollte schon beweisen, wer ich war und was ich konnte. Was gings mich an, daß ein zweibeiniger Hund mit seinem Tritt die Erde verunreinigte?

Zu Alwine sagte ich nichts. Zu niemand. Aber in mir selbst machte ich Pläne über Pläne. Einer immer verrückter als der andere. Ich war wieder Optimist vom reinsten Wasser. Die Ruhe, die

Stille, die Sicherheit hatten meine Seele gesund gemacht. Die Luft, der Sonnenschein, die derbe Hausmannskost gaben meinen Gliedern ein wohlthuendes Kraftgefühl. Ich fühlte wieder die Wonne des Daseins.

Irgendwo war Schützenfest. Alwine war mit Bekannten hingegangen.

Der Abend kam. Die andern Mädchen kehrten zurück. Alwine war noch nicht da.

Ich begann unruhig zu werden. Die Stiefmutter schmähte im Hause herum. Ich beschloß, in der Nähe zu bleiben.

Unter der dichten Laube vor der Hausthür setzte ich mich auf ein Brett. Es vertrat daselbst die Stelle einer Bank. Der Himmel bewölkte sich. Unter der Laube war es völlig dunkel. Endlich kam Alwine.

Die Stiefmutter hörte kaum ihre Stimme, als sie in der Hausthür erschien. Wahrscheinlich wußte sie nicht, daß ich in der Nähe war. Die Dunkelheit entzog mich jedem Blick. Eine maßlose Scheltrede ging über Alwine nieder. Der späten Heimkehr wegen. Das Mädchen sagte kein Wort.

„Meinethalben brauchst Du gar nicht wiederzukommen,“ schloß die zornige Frau. Schmetternd warf sie die Thür ins Schloß.

Alwine blieb draußen. Dicht vor mir stand sie. Ich wußte nicht, ob sie meine Anwesenheit ahnte. Wie mir das Mädchen leid that! Wahrscheinlich

weinte sie. Leise stand ich auf und legte den Arm um ihre Taille. Ihr Kopf sank an meine Schulter.

„Alwine!“

Sie regte sich nicht.

Ich fühlte, daß mein Blut zu rasen begann. Meine Hand fand die Knöpfe an ihrem Kleide. Über der jungen, herrlichen Brust. Sie trug kein Korsett.

„Alwine!“

Sie regte sich nicht.

Ich ließ sie nicht mehr los. Einen Schritt zurück. Langsam ließ ich mich niedersinken auf die Bank. Auf das Brett. Ich zog sie mit mir. Zog sie an mich.

Ich fühlte die jungen Glieder durch die Kleider. Ohne Kleider. Sie hing an meiner Brust. Sie sprach nicht. Sie regte sich nicht. Ihre Arme lagen auf meiner Schulter. Ihre Wange berührte mein Gesicht. So stand sie vor mir. Die Füße auf der Erde.

Immer wärmer zog ich sie an mich. Immer fester. Sie widerstrebte nicht. Ich fühlte es, sie war mein.

Aber die Bank. Das verdammte Brett. Mit ihren Knien stieß Alwine dagegen. Die Bank war zu lang. War kein Stuhl. Immer kamen ihre Kniee dagegen.

„So geht es nicht. Die Bank . . .“ flüsterte Alwine leise. Dicht an meinem Ohr.

Ein Eisberg hätte mich nicht anders berührt.
So ging es wirklich nicht. Das wußte Alwine!
Das unschuldige, reine Kind! Sie belehrte mich.
Alwine mich!

„So geht es nicht.“ Sie sagte es noch einmal.
Ungeduldig.

Ich stieß ein Hohngelächter aus und lief davon.

Otto Julius Bierbaum: Die Schlangendame.

Zweite Auflage.

Mit 38 Zeichnungen von Felix Vallotton.

Preis: eleg. brosch. M. 2.—, in Pergamentband M. 3.—.
Luxusausgabe (auf deutschem Büttenpapier) M. 6.—.

Otto Erich Hartleben gewidmet.



Die 19 Kapitel sind überschrieben:

Er hatte nie den Ehrgeiz besessen, Gelehrter zu werden.
Haben Sie schon einmal junge Stiere gesehen?
Ein aufdringliches thörichtes infames, ein überflüssiges Fremd-
wort.

Das grenzt schon an Pommern!
Ein solcher Stier geht ruhig fürbaß.
Er war nicht happig.
Ist sie nicht wie die Morgenröte lieblich?
Ich denke, die Situation ist klar.
Unglaublich, wohin überall sie ihren Kopf stecken konnte.
Mädchen, Mädchen, studiere die Architektonik moderner Gelehr-
samkeitsstempel.

Ich bin doch nicht Dein Alter!
Über das streift ja ans Aschgrau!
Prolet, der Du bist!
Was stöhnst Du denn so?
Paul! Himmelherrgott, Paul! Nein?! Ja! Herrgott, Paul!
Ich glaube, die Situation zu durchschauen.
Sie thun meinem Zartgefühl nicht weh damit.
Also sprach die Moral.
Wie Bildung und Erziehung den Menschen zielt.



In unserem Verlage erschienen:

Pierre d'Aubecq,

Die Barrisons

Zweite Auflage.

Übersetzt und eingeleitet von Anton Lindner.

Mit 50 Illustrationen von Th. Th. Heine, F. Vallotton,
E. R. Weiß, fidus, H. Raubinger, M. R. Dumas,
J. Chéret und den Porträts der Jnger und Lona Barri-
son, wie der Loie Fuller.

Das mit pariserischer Eleganz ausgestattete Werk kostet M. 3.—.

Theodor Lessing,

Weiber!

301 Stoßseufzer über das „schönere Geschlecht.“

Zweite Auflage.

Mit farbiger Umschlagszeichnung und mehreren Illustrationen von Richard Scholz.

Elegant broschiert M. 1.50.

Paul Scheerbart,

Ich liebe Dich!

Antierotischer Eisenbahnroman mit 66 Intermezzos.

Umschlagszeichnung und Dignetten von

Hans Baluschek.

Elegant broschiert M. 3.—

Vornehm gebunden M. 4.—.